

— + + + + + Erscheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. (für Oesterreich-Ungarn) = 90 Pfennige (für Deutschland). + + + + +
Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portozuschlag.



Fünf junge und schöne Offiziere des 51. Dragoner-Regiments hatten vom Kriegs-Ministerium den Auftrag erhalten, die Generalstabs-Karte an mehreren Punkten des Departements Dife-et-Garonne richtigzustellen und zu ergänzen.

Sie hießen:

Adrien von Parthuzac, Eskadrons-Chef;
Michel Bouvet,
erster Kapitain;

Ernest Lagrange, zweiter Kapitain;
Louis von Malteste, Lieutenant;
Hippolit Verneuil, Unter-Lieutenant.

Jeden Morgen sah man sie zu Pferde durch die Straßen von Sainte-Marguerite ziehen, ein Dorf, wo sie ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten; dann zogen sie, von ihren Drondnanzen gefolgt, aus, um die Hänge der Pizonne zu erforschen, um Berge und Thäler zu vermessen und zu berechnen, die schmalsten Feldwege, die unbedeutendsten Bäche aufzunehmen. So arbeiteten sie unter der warmen Frühjahrs-sonne, angeeifert von der erhabenen Liebe zum Vaterlande.

Alle Fünf, mit blonden oder schwarzen Schnurbärten geziert, waren intelligente und fleißige Offiziere; aber der unterste im Grade, Hippolit Verneuil, war die Seele und die Freude dieser tapferen Truppe.

Frisch aus der Kriegsschule zu Saint-Cyr hervorgegangen, weder klein noch groß, just der Wuchs eines Dragoners, von einer vornehmen Blondheit, mit der Eleganz eines Fräuleins und den Muskeln eines Athleten begabt, entzündete dieser Unterlieutenant die Blicke der kleinen Bürgerfrauen, trieb den jungen Mädchen die Röthe der Reife ins Gesicht, brachte die Mägde der Herbergen zum Lachen und kannte — wie weiland Ritter Guzman — kein Hinderniß.

*

Eines Tages trat der flotte Unter-Lieutenant Hippolit Verneuil aus einem Landhause und der Kommandant der Expedition bemerkte, daß der junge Offizier vor der Thüre eine kleine tricolore Fahne aufpflanze.

— Was machen Sie da? fragte Herr von Parthuzac.

— Mein Herr Major, ich markire.

Vom nächsten Tage angefangen folgten die Herren Offiziere dem Beispiele ihres jungen Kameraden und bald gab es von Sainte-Marguerite bis Plessis-la-Bille fast vor allen Thüren dreifarbige Meßstangen. Ein wahrer Wald!

Was bedeuteten diese Fähnchen?

Des Abends, bei Mondenschein, befragten die Gatten Zivil-Ingenieure; allein auch diese wurden von ihren Logarithmen im Stich gelassen, — zur endlosen und stillen Heiterkeit der treulosen Ehefrauen.

Offiziere verrathen einander nicht; Jeder respektirte die Eroberung der Anderen.

„Madame X. hat kapitulirt; ihr Mann ist . . . Sie verstehen mich schon? Still! ein Fähnchen! . . .“

*

Unter den Chemännern, welche dazu bestimmt waren, ein Fähnchen zu bekommen, machte sich der Sohn einer Grünzeug-Großhändlerin bemerkbar; Herr André Fricard von Tumuli, päpstlicher Graf, ein dicker Tölpel, egoistisch und feig, sehr stolz auf sein junges Wappen und in der Meinung lebend, daß er dem Titel eines römischen Grafen Ehre mache, weil seine Mutter viel — wässchen Salat verkauft hatte.

Frau Henriette von Tumuli, eine Brünette mit blauen Augen, litt in Gesellschaft dieses Bären; sie führte ein trauriges Leben in ihrem stillen, einsamen Schlosse, als der Unter-Lieutenant Verneuil beschloß, das Fähnchen vor ihrem Thore aufzupflanzen.

*

— Wie weit sind Sie mit der päpstlichen Gräfin? fragten seine Kameraden von Zeit zu Zeit.

— Die Sache nimmt einen guten Fortgang, meine Herren, erwiderte der Lieutenant.

*

Der gräßliche Schloßbesitzer hatte seinen Schlaf verloren. Er hatte das Geheimniß durchschaut und suchte nur nach einem Mittel, sich die allgemein getragenen Hörner vom Haupte fernzuhalten. Zuerst dachte er an einen Keuschheitsgürtel nach dem Muster desjenigen, der im Museum zu Cluny aufbewahrt wird; dann dachte er an die Anwendung der intimen Schleier der griechischen Frauen; aber alle diese Hindernisse schienen ihm ungenügend. Entweder man ist ein Hahnrei oder man ist keiner und man kann es nach drei oder vier Arten sein.

Der Graf wurde der Hüter seiner Frau. Niemals hat es eine unglücklichere, gekränktere Frau gegeben. Wie ein Schatten folgte er ihr vom Hause nach der Kirche; er untersuchte die Blätter ihres Gebetbuches; er trieb sich im Parke herum; und wenn Henriette sich entfernte, um ein kleines Naturbedürfnis zu befriedigen, gebot ihr der Tiger, bei ihrer Rückkehr sich



zu entkleiden; er untersuchte das Kleid, die Strümpfe, das Mieder, die Leibwäsche, die Spitzen, und witterte den Geruch des Mannes.

Ach, diese Offiziere, diese fünf Dragoner! Mit Gold hätte er ihre Schädel aufgewogen!

— Ich werde Einen tödten! grollte er; ich werde Zwei tödten; ich werde Alle tödten!

Alein, er war nicht tapfer und wenn ein Liebesfleg am Horizonte auftauchte, zitterte er vor Angst wie ein Hase.

*

Eines Abends waren im Kaffeehause zu Sainte-Marguerite die Herren Offiziere von Parthuzac, Bouvet, Lagrange und Malteste beisammen und erörterten die Aussichten des Lieutenants Verneuil, der das Schloß Tumuli berannte.

— Es ist drollig, sagte der Major; unser Freund Verneuil ist unerschrocken, er begehrt nach der schönen Frau Henriette und kommt nicht ans Ziel.

— Verneuil wird es erreichen, sagte der Capitain Bouvet.

— Ich wette, daß nein, sagte Lagrange.

— Ich ebenfalls, erklärte Malteste.

Jetzt trat der Verliebte ein.

— Heut ist nichts, sagte er; aber für morgen halte ich alle Wetten. Kein Hinderniß kann mich mehr zurückhalten.

Die Herren einigten sich dahin, ihre Wette auf den nächsten Tag zu verschieben.

*

Dank einer Magd, die ihrem Herrn unter dem Vorwande eines Schornsteinfeuers abberief, hatte Hyppolit Verneuil eine kurze, aber inhaltschwere Unterredung mit Frau Henriette von Tumuli.

— Richten Sie es so ein, sagte sie ihm, daß Ihre Kameraden meinen Gatten um einige Auskünfte in Betreff der Generalstabskarte angehen. Sollte ich eine Gefahr voraussehen, so werde ich Ihnen ein Zeichen geben.

Während diese kurze Unterhaltung in viel zärtlicheren Ausdrücken, als ich sie wiederzugeben vermag, stattfand, schwor der päpstliche Graf, daß er das seinem Haupte drohende Ungemach abwehren werde.

*

Heiterer Himmel. Blühende Hecken. Nachtigallensang.

Herr von Tumuli hat sich vom Herrn Major von Parthuzac abführen lassen. Der Lieutenant klimmt die Straße zum Schlosse empor.

Plötzlich hält Verneuil inne; er hat auf dem Gitter des gräßlichen Schlosses ein rothes Fähnchen erblickt.

— Donnerwetter! Einer der Unserigen ist mir zuvor gekommen!

Nur so und nicht anders vermochte er sich die Sache zu deuten.

*

— Wer von Ihnen, meine Herren? . . .

— Niemand, versicherten die Offiziere.

— Dann habe ich meine Wette verloren.

Und er schrieb folgenden galanten Brief.

An Frau Gräfin Henriette von Tumuli.

„Theure Seele!

„Ich errathe. Sie waren unpäßig. Ich habe das kleine, rothe Signal gesehen. Das ist zart, scharfsinnig, charmant!

„In drei Tagen also? Nicht wahr, Geliebte?

„Ich liege Ihnen zu Füßen und küsse Ihre Hände.
Hippolit.“

*

Am folgenden Morgen, zu früher Stunde, empfing Lieutenant Hippolit Verneuil Marschbefehl und zugleich ein duftiges Briefchen folgenden Inhaltes:

„Ich, mein Herr? Keine Idee! . . . Ich erwartete Sie. Es war ein Streich meines Henkers. — Henriette!“

Ein Gatte, der sich mit einer solchen Farbe vertheidigt, verdient unser Mitleid.

Die Kameraden lachten über das Abenteuer.

Nur Herr von Parthuzae lachte nicht.

Er ließ Verneuil kommen und sagte ihm:

— Lieutenant, Sie haben zwei Wochen Arrest . . .

— Aber, Herr Major! . . .

— Still, mein Herr! Sie, ein tapferer Soldat, haben gezögert . . .

Was thäten Sie erst, wenn Sie eines Tages England oder das rothe Meer bekriegen müßten?



Gedanken über die Frauen.

Von A. Bourtes.

Die Erfahrung der Frauen ist, ihre Fehler mit Klugheit zu begehen.

*

Die Frauen vergessen niemals die Männer, um derentwillen sie große Dummheiten begangen haben.

*

Ein Weib ist immer beim Eintritt in unser Zimmer schöner, als beim Weggehen.

*

Die Milde der Frauen ist unendlich; manchmal verzeihen sie einem armen Kerl das Unrecht, das sie ihm zugefügt haben.

*

Ein Weib stört Verliebte aus Instinkt, ein Mann geht ihnen aus dem Wege.

*

Man ist nicht der Freund einer Frau, wenn man ihr Liebhaber sein kann.

*

Wollten alle jungen Mädchen die Wahrheit sagen, so würde man sich sehr wundern über Das, was ihnen Liebe einflößt.

*

Wie viele Frauen ergeben sich, sobald man aufhört, sie zu attackiren! Eine Citadelle, die tapfer jeden Angriff ausgehalten hat, wird durch Hungersnoth gezwungen, sich zu ergeben.

Streifzüge durch die Frankfurter Ausstellung.

Spezialbericht des „Caviar“ von Titanello.

Die Maschinenhalle mit ihrem langweiligen Inhalte links liegen lassend legte ich meinen Beobachtungen einzig und allein die Frage zu Grunde: où est la femme? Auch dem Jesselballon hatte ich nur deshalb einen Blick gegönnt, weil er mich an den schönen Vers erinnerte:

Robinson, Robinson
Fuhr in einem Luftballon
In die Höh', in die Höh'
Mit der Jungfer Salome:
Als sie wieder runter kam,
War sie eine junge Madam'.

Von den Ausstellungsgegenständen interessirten mich mit hin auch nur höchstens zwei: ein Kühlapparat und eine Magierin aus Bronze, die auf ihren Füßen eine elektrisches Licht spendende Kugel balancirt: ersterer, weil ich bedachte, wie praktisch es sein würde, ihn an manchen Bettthimmeln zu befestigen, letztere, weil mir einfiel, wie manches Weib uns auf seinen Beinen ein Licht aufgehen läßt.

Das Blumenmädchen.

„Eine Rose gefällig, mein Herr?“

Vor mir stand ein niedliches Ding mit blondem Pockenopfe ohne Hut, in schmuckem, graublauem Kleide, einen Gürtel aus Golddraht um die schlanke Taille, und hielt mir mit verführerischem Lächeln seinen langhantigen Blumenkorb entgegen.

„Sind sie auch frisch?“

„Bei mir ist Alles frisch, mein Herr!“ antwortete sie schnippisch.

Ich suchte mir eine Marshall Niel aus und fragte:

„Wo ist hier die Bude mit der elektrischen Jungfer, mein Kind?“

„Was für ein Ding?“

„Nun, was man auf jedem Jahrmarkte findet, ein elektrisches Mädel. Ohne das wäre die elektrische Ausstellung doch nur unvollständig.“

„Ei — „Bei Tage bin ich hektisch — Und in der Nacht elektrisch“ — das giebt's hier nur so.“

„Wie?“ Das war die erste Ausstellung, die ich an dieser Ausstellung zu machen hatte. „Was bin ich schuldig?“

„Fünzig Pfennig für die Rose und fünfzig für's Pousfieren — macht eine Mark.“

Ich drückte ihr den Obolus in das Patschhändchen und sie hüpfte davon, um einem Anderen ihre duftige Waare anzubieten.

Die schöne Jüdin.

Eins muß man Frankfurt lassen. Es gibt schrecklich viel von „ünserer Leut“ dort, aber das ist ein ganz anderer Schlag, als die polnische Race. Wohlverstanden, was die Frauen anbetrifft. Himmel, was für Weiber! Man sieht, ihre Vorväter kamen aus Portugal, aus Mauretanien.

Eins dieser reizenden Weibsen kam mir bald in den Weg. Es war ein Götterweib. Kleine Füße, winzige Hände,

breit ausladende, einladende Hüften, schmale Taille, herrliche Büste, prachtvolle blauschwarze Haare, große, mandelförmige Augen, elfenbeinfarbener Teint, die niedlichsten Ohren — kurz eine Houri des Paradieses! Und dieser allerliebste Zug leichter Blasirtheit, den ich so sehr liebe, weil er meinen Ehrgeiz weckt, ihn wegzuzaubern! Und der graziöse Gang! Von der lässigen, schmachtenden Rhythmik eines maurischen Ständchens. Dazu Pariser Toilette neuester Mode; ach, sie war ehie bis in die Fußspitzen!

Selbstredend heftete ich mich ihr an die Fersen. Nach einigen Minuten stummer Anbetung beschloß ich den Sturm, trat an ihre Seite, zog den Hut, stellte mich vor und bat um die Erlaubniß, dem gnädigen Fräulein als Führer dienen zu dürfen.

Ein leichtes Kopfnicken — sie gestattete! Die Begeisterung gab mir Muth und Beredtsamkeit. Ich hielt ihr einen feurigen Speech über Elektrizität:

„Sehen Sie, meine Gnädige, die Sache ist viel einfacher, als sie aussieht: Nehmen wir zwei verschiedene, isolirte Elemente, z. B. Sie und mich. Mit der Gewalt einer Dynamomaschine von tausend Pferdekraften zieht es mich, das Element A, in Ihre Nähe. Ein Funken aus Ihren schönen Augen, also vom Element B, springt über, ich bin elektrisirt, eine leider vorläufig nur sehr ungenügende Verbindung ist hergestellt. Der Erfolg — ein Glühlicht in meinem Herzen von der Stärke unzähliger Hochzeitskerzen!“

Meine Schöne lächelte:

„Sie sind gewiß ein Dichter. Was halten Sie von unserem Goethe?“

Ihr Goethe! Ganz frankfortsch.

„Ich schätze ihn schon des kleinen Gedichtchens über den schönsten Garten von Frankfurt wegen hoch.“

„Hätte er den Palmengarten besungen? Davon weiß ich nichts.“

„Nicht doch:

Den schönsten Garten in der Stadt
Hat Salomo's Helene:
Weil hinten sie ein Mistbeet hat
Und vorne die Fontaine.“

„Pfui! Und Das soll von Goethe sein?“

Entrüstet wandte mir Nebekka den Rücken.

A r a n k a.

Dem Ausstellungscomité mein Compliment! Es hat reichlich dafür gesorgt, daß Kehle und Herz der Besucher nicht verschmachten können. Im Bürgerbräu kredenzen circa zwanzig echt bayrische Importen, urwüchsige, dralle Gestalten, die Cenzi, die Kessi, und wie sie alle heißen, gegenüber im Pfungstädter giebt's Böhminen und in der californischen Weinkneipe sozialistisch — heißt, im angenehmen Sinne des Wortes — angehauchte Berliner Kellnerinnen u. s. w. Aber die Krone des Ganzen ist und bleibt die Csárda.

Nullum vinum, nisi hungaricum! Zumal, wenn er von einem solchen halben Duzend blitzäugiger Ungarinen gereicht wird.

Teremtette! Immer noch will mir das Häuschen mit seinem eigenartigen Ausputz und dem schattigen, eingezäunten

Vorgärtchen nicht aus dem Sinn. Wie schön es sich da saß vor dem feurigen Erzeugnisse der sonnigen Hänge der Hegyalja, oder herbem Sliwowitz, während das Cymbal klang und die Geige! Wie gut den schwarzzöpfigen Herren die hohen Stiefel, der buntstreifige Rock, das knappe, schnurbefestete, silbergestickte Täckchen zu Gesichte standen!

Am besten gefielst Du mir, kleine, mollige Aranka, mit dem blüthenweißen Hemde unter dem schwarzen Samtmieder mit Silberschnüren. Nie werd' ich Dein vergessen, Aranka! Nie das ebenmäßige Oval Deines Gesichts, nie Dein liebes, melancholisches Lächeln, nie die üppige Fülle Deiner zärtlichen Glieder!

„He, Aranka, noch eine Flasche!“

„Süß oder herb?“

„Bring' mir, was Du willst — wenn ich Dich sehe, schmeckt mir doch Alles wie Zucker.“

„Ach Herr —!“

Als sie den Wein brachte, fand sie mich über Petöfi's Gedichten, in denen sie vorher gelesen.

„Verstehen Sie denn Ungarisch?“

„Gewiß, höre einmal: Ebatta, teremtette, Aranka, Paprika, Eljen!“

Alle lachten, sie auch.

„Uebersetze mir, was Du gelesen hast.“

Langsam, stockend klang es, wie unter Thränen:

„Ich bin heut' so lustig, so traurig,

„Ich möchte pfeifen“

„Was hast Du armes Kind? Heimweh?“

„Wollen Sie mir die Rose da schenken, Herr?“

„Gern, hier ist sie. Willst Du mir nicht die Rose Deiner Lippen dagegen überlassen?“

„O Herr — — —!“ Verschämt entwand sie mir ihre kleine, weiche Hand.

„Sei nicht böse, Aranka! Was kann ich dafür, daß Du so schön bist?“

Als ich zahlte, flüsterte sie mir zu:

„Wenn Sie nach Schluß der Ausstellung warten wollen —“

„Eljen! Auf Wiedersehen, Aranka!“

Maria, die Almeh.

Zwischen Fesselballon und Kunstpavillon gibt ein Beduinenstamm seine Vorstellungen. Mitten unter den Zelten liegt das bei allen Ausstellungen neuerdings unvermeidliche arabische Café.

Ich sitze unmittelbar vor dem Podium und schlürfe eins der winzigen Täckchen nach dem anderen aus. Der Kellner, natürlich ein Araber mit Fez und Tarbusch, reicht mir eine Kohle zum Anzünden der Cigarette — zur Margileh haben sie es leider hier noch nicht gebracht. Neben mir spielt der gelbbeturbante Scheikh mit einem uralten Stammesgenossen eine Art Puff oder Toccatogli.

Mir ist ganz paschamäßig zu Muth.

Oben auf dem Podium exekutiren drei Almehs den Bauchtanz nach den Klängen einer Panflöte und einer Negertrommel. Wer kennt ihn nicht, diesen sinnföhlenden, wollüstigen Tanz? Nach der monotonen Melodie, die uns allmählig in einen Zustand von Halbträumen versetzt, bewegen sich die braunen Gestalten da oben hin und her, wechseln die Plätze, heben Tam-

bourins oder kleine Fähnchen über den Kopf empor, daß man den dunkeln Flaum in den Achselhöhlen sehen kann. Früher, auf der Pariser Weltausstellung anno 89 konnte man noch mehr sehen; Brüste und Bauch waren unverhüllt — das giebt's in unserem frommen Ländle nicht. Schade; aber man sieht immer noch genug, wenn die Tänzerinnen plötzlich stehen bleiben, kein Glied bewegen, außer dem Bauche oder den Brüsten oder dem Gesäß. Der kann sich getrost begraben lassen, dem bei diesem Anblick nicht „ganz anders“ zu Muthe wird, wenn die Almehs nur einigermaßen gut gewachsen sind.

Ich hielt Musterung. Welche verdient den Vorzug? Die links? Zu mager. Die rechts? Fett genug, aber widerwärtig schamlos. Aber die in der Mitte — alle Wetter, ist das ein Fund!

Durch die weiße Gaze erkennt man die niedlichen und doch kernigen Formen. Sie ist allerliebste die Kleine. Und wie sie in der Pause dasitzt, ein Bein über das andere geschlagen, unmittelbar vor mir, gestattet mir das weite Höschen den Anblick des wohlgeformten Beines bis zum Knie.

Der Aufwärter vertraut mir auf französisch, daß die Schöne Maria heiße und nicht grausam sei.

Nicht grausam? Wohin zerstieben meine Ideale! Ehe ich es weiß, bin ich draußen.

„Guten Abend!“

„Bist Du's wirklich, Aranka? Jamos! Eljen! Laß uns geh'n!“

Die Nacht ist still . . .

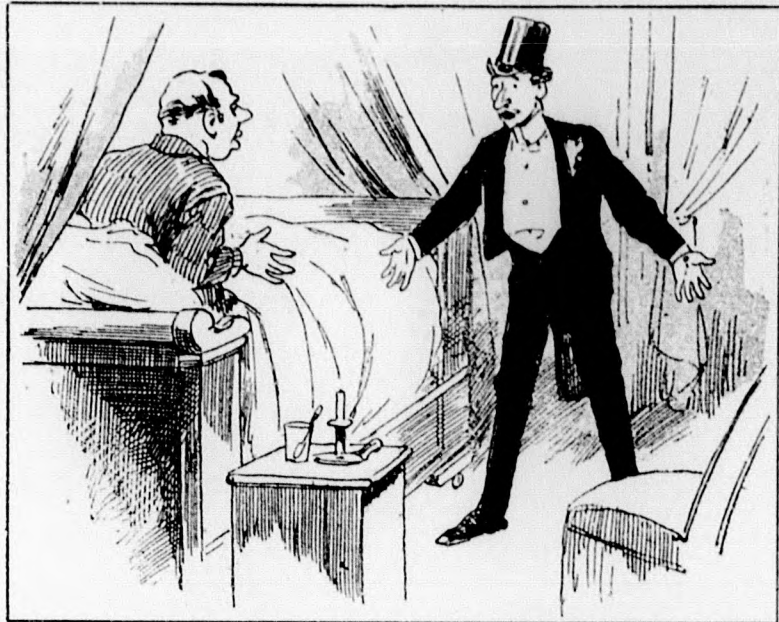
Die Nacht ist still. Aus Deinen weichen Armen
Hab' ich mich schmeichelnd leise losgerungen —
Der Schlummer ist nun auf Dein Herz gesprungen —
Und mich ergreift ein zärtliches Erbarmen!

Du trautes Lieb — zu tief hat mich durchdrungen
Der große Blick aus Deinen Märchenaugen,
Der bittend will aus meinen Küssen saugen
Den Strom der Liebe, der Dich wild umschlungen.

Wie nicht die Rose kam dem Sturmwind wehren,
Wenn er sie schüttelt, daß die Blätter fliegen,
So beugst auch Du Dich dem Naturbegehren!

Und wer von Liebe läßt sein Herz besiegen,
Der trinkt das Glück aus einem Bauberbrunnen
Und hat im Himmel einen Platz gewonnen.

F. H. Kanowski.



Das Heiraths-Bureau.

Von Armand Silvestre.

I.

„Seit langer Zeit schon hat das Publikum in seiner Schlaue-
heit bemerkt, daß nichts so sehr einem Leichenbegängnisse
gleichet, als eine Heirath. Daher der Ausdruck: sein Jungge-
sellenthum begraben, was gleichbedeutend ist mit heirathen.
Wie die Todten haben auch die Brautpaare mit der Kirche
und mit dem Standesamte zu thun. Dieselbe Feierlichkeit herrscht
da wie dort. Die Analogie zwischen diesen zwei wichtigen Akten
des menschlichen Lebens, der Heirath und dem Tode, ist eine
vollständige.“

„Und doch, während die Leute, die sich begraben lassen
wollen, zwanzig Unternehmungen statt einer finden, die alle
erforderlichen Verfügungen, alle Einzelheiten der Zeremonie
übernehmen, um den Familien eine Menge kleinlicher Besor-
gungen zu ersparen, welche den Verwandten des Verstorbenen,
die nichts von diesem erben, besonders schmerzlich sind, finden
die guten Bürger, die sich vermählen wollen, nichts Aehnliches
unter den bestehenden Einrichtungen.“

„Ist das nicht der helle Widersinn? Ist die Gesellschaft
es sich nicht schuldig, mehr zur Ehe zu ermuntern und sie
zu erleichtern, diese unaufhörlich erneuerte Quelle des Lebens,
als den Tod, dieses ewige Element der Entvölkerung? Von
diesen zwei Gewohnheiten, der des Lebens und der des Ster-
bens, verdient doch wohl die erstere mehr, gehegt und gepflegt
zu werden. Ist es poetisch oder auch nur schicklich, daß ein
wirklich verliebter Bräutigam in seinen ersten Idyllen gestört
werde durch eine Menge Maßnahmen und Besuche bei den
Lieferanten, welchen selbst die leidenschaftliche Liebe Leander's zu
Hercules nicht hätte widerstehen können? Es gab da eine augen-
scheinliche Lücke in unseren Sitten und Gebräuchen. Ein Schritt
nach vorwärts mußte gethan werden.“

„Das Haus Troussesminet, dessen Begründer, Lei-
ter und alleiniger Vertreter ich bin, hat diesen Geschäftszweig
in den Kreis seiner Thätigkeit einbezogen.“

„Diejenigen, die durch die geheiligte Pforte der Ehe in
das geordnete und normale Leben eintreten wollen, haben sich
nur an die von mir geleitete Agentur zu wenden, die sich in
der Rue de la Huchette Nr. 192, im Herzen der Stadt, be-“

Hardy!



Humoreske von A. Prude.

Zweite Serie.



findet. Das „Heiraths-Bureau“ wird allen ihren Bedürfnissen gerecht werden.

„Ich übernehme Alles.“

„Das „Heiraths-Bureau“ besitzt besondere Lieferanten für Alles, was die Toilette der künftigen Ehegatten betrifft, und sie besorgt selbst die Trauzeugen. Große Auswahl von Schleiern und Kissen für die Bräute. Orangenblüthen aus Nizza. Hygienische Stärkungsmittel mit Malagawein bereitet. In den größten Hôtels sind diskrete, isolirt gelegene Gemächer für Hochzeitsnächte bereitet. Ein Telephon, das sich im Brautzimmer befindet, gestattet den Neuvermählten, noch ihre letzten Beschwerden der Agentur mitzutheilen, im Falle ihnen etwas mangeln sollte. Das Bureau liefert Beistände, die in der Regel aus dem diplomatischen Personal gewählt werden und deren gute Erziehung verbürgt wird. Große Auswahl von Strümpfbändern für neuvermählte Frauen.“

„Vorher, während und nachher übernehme ich Alles, denn ich beschäftige mich auch mit den Vorbereitungen zur Ehescheidung solcher Personen, deren Herzen eine Wundlung erfahren haben.“

„Zehn Prozent Rabatt werden den Wittvern zugesichert, die sich ein zweites Mal an das Heiraths-Bureau Trousseminet wenden.“

„Notabene. Für solche Kunden, die vor der langen Dauer einer Ehe zurückschrecken und eine weniger endgiltige Verbindung suchen, haben wir ein Spezial-Bureau, das „Bureau für Halb-Heirathen“, wo sie ihren bescheideneren Wunsch ebenfalls erfüllt sehen können. Artikel in allen Farben und Größen sind vorrätzig. Sehr diskrete und nicht überrückte Bedienung. Mäßige Preise. Trinkgeld ausgeschlossen.“

„Ich übernehme Alles!“

Joseph Trousseminet,
Direktor des Heirath-Bureaus,
Ritter des Ordens vom grünen Mikado.

II.

Von diesem verlockenden Prospekt, welcher in zahllosen Exemplaren in der Hauptstadt und im ganzen Lande vertheilt wurde, fühlten sich ganz besonders zwei Menschen versucht und ergriffen: unser Freund Cadet-Bitard und der junge Elias Lamiche.

— Beistand im Heiraths-Bureau! welch' eine herrliche Beschäftigung für mich! dachte der Erstere. Mein werden die Waden der hübschen neuvermählten Frauen in ihren weißen Seidenstrümpfen fein und ein Hoch! Denjenigen, die das Strümpfband über dem Knie tragen. Ich war niemals Diplomat, aber bei dieser Beschäftigung würde ich es werden.

In der That ging Cadet-Bitard hin und bot Herrn Trousseminet seine Dienste an, der, als er den hübschen, elegant gekleideten Jungen sah, ihn umso bereitwilliger in seinen Dienst nahm, als Cadet-Bitard ihm eine Kaution anbot, — das erste Geld in der Kasse des Heiraths-Bureaus.

Der junge Elias Lamiche sollte einige Augenblicke später das zweite bringen.

Auch er war über das Zirkular hergefallen. Er war verwaist, ohne Familie in der Hauptstadt, ein kleiner Beamter, schüchtern wie ein junges Mädchen, unbeholfen in den minde-

sten Dingen. Nichtsdestoweniger hatten seine künftigen Schwiegereltern, Herr und Frau Pistache, — aus Sparsamkeit und Trägheit — alle nothwendigen Formalitäten und Maßnahmen anlässlich seiner Heirath mit ihrer Tochter Virginie ihm aufgebürdet. „Ein junger Mann, der in einem Ministerium arbeitet, vermag viel“ hatten sie ihm gesagt. Elias Lamiche war — wie gesagt — nichts weniger als geschickt und bewandert in solchen Dingen; aber er betete Fräulein Virginie an. Da er ein kleines persönliches Vermögen besaß, heirathete er sie ohne Mitgift, ja er sicherte sogar den Eltern seiner Braut eine kleine Pension zu. Es versteht sich von selbst, daß diese, ermutigt durch seine Uneigennützigkeit und seine Großmuth, ihn von oben herab behandelten und ihn bei jeder Gelegenheit fühlen ließen, daß sie ihn mit Ehre überhäufen, indem sie ihm einen solchen Schatz anvertrauen. Virginie sei ein Brillant, nach welchem ein Rothschild Verlangen trage. Aber man wolle die Neigung der Kinder nicht behindern. Diese angebliche Neigung äußerte sich bei Virginie in einer geradezu unschicklichen Kühle ihrem liebeglühenden Bräutigam gegenüber. Sie antwortete ihm kaum und auch dann nur, um ihm unangenehme Dinge zu sagen. Man hätte geschworen, daß sie ihn nicht ausstehen könne. Allein Herr und Frau Pistache wußten wohl, was sie von den Gefühlen ihres Kindes zu halten haben und der treuherzige Elias hegte keinen Zweifel. Er nahm dieses unverschämte Betragen ganz ernstlich für eine Art Schamhaftigkeit.

— Mein Junge, sagte ihm Herr Pistache, — das ist ein Frauenzimmer, bei welchem die Hofmacher ihre Mühe rein verschwenden werden.

Elias hätte aber bemerken können, daß Virginie nicht zu aller Welt so spröde und unliebenswürdig war. Aber er freute sich dessen und dachte: Was sind doch die Frauen geschickt im Heucheln und im Verbergen ihrer Gefühle!

Es versteht sich von selbst, daß er lieber Herrn Trousseminet mit allen Vorbereitungen zur Hochzeit betraute, als sich selbst damit zu befassen.

Trousseminet empfing ihn, in seinem Direktors-Sauteuil sitzend, mit sehr vieler Würde. Elias, der ein wenig genau war wie alle Bureaukraten und sich unterwegs den Kopf zerbrochen hatte, um nur ja nichts zu vergessen, richtete an den Direktor tausend Detailfragen, sah tausend kleine Hindernisse voraus. Allein der Begründer, Leiter und alleinige Repräsentant des Heiraths-Bureaus hatte auf Alles nur eine Antwort:

— Ich übernehme Alles!

Zum Schlusse läutete er und ließ durch einen livrirten Bedienten Herrn Cadet-Bitard einführen.

— Paßt Ihnen dieser Herr als Beistand? fragte er Elias.

— Ich habe diese Ehrenfunktion meinem Amtsgenossen Bessepelée zugesagt, flüsterte der Bräutigam des Fräuleins Virginie; — aber dieser Herr gefällt mir besser und ich werde meinem Kollegen sagen, ich hätte mein Versprechen vergessen.

Cadet-Bitard grüßte höflich und sprach:

— Ich kenne Herrn Bessepelée nicht, aber ich werde mein Möglichstes thun, um ihn würdig zu ersetzen.

Man einigte sich über die Klasse der Hochzeit, über die Spazierfahrt nach der Trauungs-Zeremonie, über das Hochzeitsmahl und über die Wahl des Gasthofes, wo die Brautleute übernachten sollen. Entzückt von der guten Anwendung seines

Tages verließ Herr Elias Lamiche das Heiraths-Bureau, um vier Stück Tausendfrancs-Billets leichter. Wie wohlfeil ist doch das Glück für unschuldige Gemüther!

III.

Es kam der große Tag und er verfloß nicht ohne einige kleine Zwischenfälle. Die Verwaltung des Heiraths-Bureau's hatte eben die Kinderkrankheiten noch nicht überstanden. Auf dem Standesamte geschah es, daß Elias in der begreiflichen großen Aufregung und getäuscht durch die Ähnlichkeit der weißen Toilette, schier mit einer anderen Braut, als mit Fräulein Virginie Pistache getraut worden wäre. Derselbe Irrthum wiederholte sich bei dem Hochzeitsmahle; er sah sich dort plötzlich inmitten einer Familie, von der er früher niemals hatte reden hören. Doch klärte sich bald Alles auf. Er bezahlte die ersten Gerichte dieses Mahles und den Madeira und durfte abziehen. Als er zu seiner richtigen Hochzeits-Gesellschaft kam, war er wirklich gerührt von der großen Sorgfalt und Aufmerksamkeit, welche sein Beistand, Herr Cadet-Bitard, seiner neuvermählten, noch jungfräulichen Gattin widmete, um ihr die Zeit zu vertreiben. Er dankte ihm sehr warm, worauf Cadet-Bitard erklärte, dies sei noch nichts.

Fräulein Virginie, die Tochter der lächerlichen Eheleute Pistache, war eine sehr angenehme Person. Die feine und weiße Haut der Pariserin, die wie eine Treibhausblume erzogen worden, fern von den sengenden Liebfosungen der Sonne; Augen, deren offenkundige Lüge sehr lieblich war; viel Schlaubeit in dem Lächeln, das zwei Reihen kleiner, weißen Zähnen sehen ließ, vollkommene Gesundheit mit den nöthigen Rundungen, kleine, träge Hände von der Farbe des Elfenbeins. Sie trug das Strumpfband über dem Knie; Cadet-Bitard suchte sich hievon zu überzeugen und sie setzte ihm keinen Widerstand entgegen. Sie fand augenscheinlich Gefallen an seinen Kühnheiten und tanzte den ganzen Abend mit ihm.

Der letzte Geigenstrich war verklungen.

In dem eleganten Flur des Hôtels, welches für die Hochzeitsnacht gewählt worden, stand Elias und harrete bebend des Augenblicks, da das Brautgemach sich ihm aufthun würde. Endlich ertönte eine elektrische Klingel. Das ist das Signal. Er stürzt zu der ihm bezeichneten Thüre hin.

Da gibt es abermals einen Irrthum. Er geräth zu einer anderen Braut, die eben von ihrer Mutter die letzten Rathschläge empfängt. Die Alte versetzt dem unberufenen Eindringling einige kräftige Maulschellen, daß er in das nächste Zimmer fliegt.

Dieses war ebenfalls von Kunden des Hauses Trouffeminet in Beschlag genommen, aber diese waren nur zu einer „halben Heirath“ vereinigt. Der gestörte Herr nennt ihn einen Unverschämten und traktirt ihn mit Fußstößen in den Hintern, während die Frauensperson Diebe und Mörder! schreit.

— Hierher! hierher! ruft man dem unglücklichen Elias zu.

Endlich gelangt er in das richtige Brautgemach, das für ihn bestimmt ist und findet daselbst Cadet-Bitard, im Zuge, statt seiner den Gatten zu machen.

Das ist zu viel! Er schließt die Thüre von außen und ehe er um den Polizei-Kommissär eilt, fühlt er das Bedürfniß, den infamen Trouffeminet mit Schmähungen zu überhäufen und ihn als Zeugen zu rufen. Dieser schlief schon den Schlaf

der Gerechten. Elias überrumpelt ihn in seinem Zimmer, rüttelt ihn aus dem Schlafe und brüllt ihm seine Missethaten zu. Doch der Direktor des „Heiraths-Bureau's“ hat einen schweren Schlaf. Er hüllt sich in seine Bettdecken und brummt verdrossen:

— Lassen Sie mich in Frieden! Ich sagte Ihnen ja: ich übernehme Alles!

Caviar-Schnitten.

Kein Wunder.

In einer Gesellschaft erwähnt man einer berühmten Sängerin; ein Theaterdirector, der auch etwas sagen will, bemerkt mit wichtiger Miene:

„Aber mein Gott, meine Herrschaften, ist es denn ein Wunder, daß sie gut singt? Ihr Vater war ja doch Castrat in Dresden!“

A. B.

*

Entschuldigung.

Der Student T. wird von Polizeiwegen bestraft, daß er die Kellnerin M. in der Hitze eine Cocotte geschimpft hat.

„Was kostet es denn Strafe,“ sagt er, „wenn ich eine Cocotte Jungfer nenne?“

„O, das wird nicht bestraft,“ erwidert ihm der Polizeirichter.

„Nun dann, liebe Jungfer,“ redet er die Beleidigte an, „so nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie geschimpft habe.“

A. B.

*

Treffende Antwort.

A.: Sehen Sie die Gräfin Krallinska? Das erste Mal, daß sie nicht decolletirt erscheint!“

B.: „Nun, sie ist eine Frau von Geist . . . sie zieht einen Schleier über das Vergangene.“

A. B.

*

In der Sommerfrische.

Dame (zu einem Bauer): „Sagen Sie, bitte, finde ich hier im Walde vielleicht noch den Waldmeister (Pflanze)?“

Bauer: „Waldmeister haben mer keenen, gute Dame, aber den Forstgehilfen treffen Sie d'rinne. Doch en ganz strammer Kerl!“

A. B.

*

Solo.

„Warum heirathen Sie denn nicht, Herr Mannert? Sie könnten doch eine Frau ernähren.“

„Ja, sehen Sie, in meinen jüngeren Jahren war ich ein sehr nettes Kerlchen, und da sind mir die Mädchen dugendweise nachgelaufen; aber jetzt, wo ich anpoche, bekomme ich einen Korb, und somit werde ich mich schon allein fortpflanzen müssen.“

A. B.

*

Unter Gallerinen.

Ely. Was machst Du da, Kelly?

Kelly. Ich schreibe an den Vater meines Kindes.

Ely. Also ein Kundsreiben?

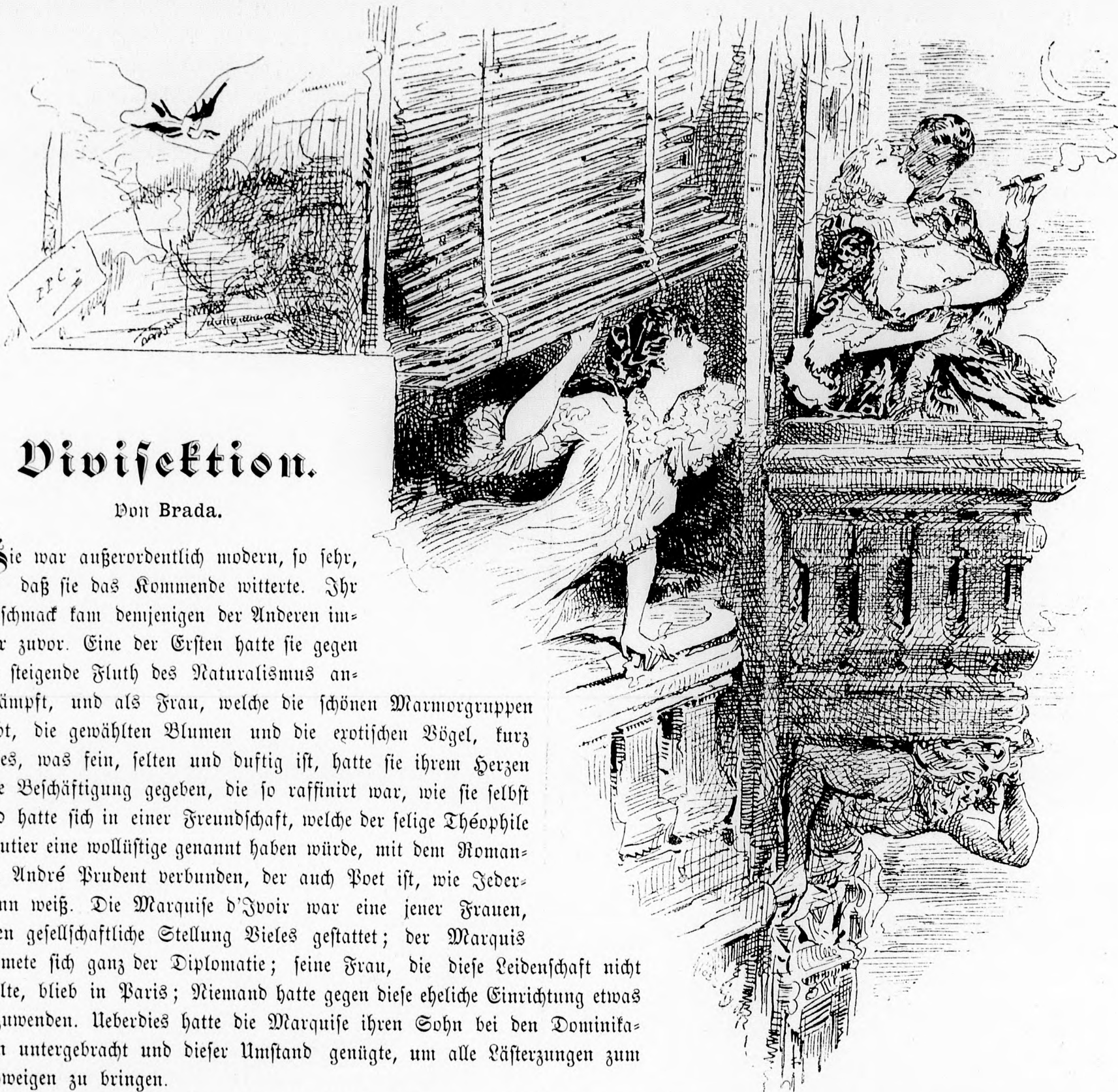
Vivisektion.

Von Brada.

Sie war außerordentlich modern, so sehr, daß sie das Kommode witterte. Ihr Geschmack kam demjenigen der Anderen immer zuvor. Eine der Ersten hatte sie gegen die steigende Fluth des Naturalismus angekämpft, und als Frau, welche die schönen Marmorgruppen liebt, die gewählten Blumen und die exotischen Vögel, kurz Alles, was fein, selten und duftig ist, hatte sie ihrem Herzen eine Beschäftigung gegeben, die so raffinirt war, wie sie selbst und hatte sich in einer Freundschaft, welche der selige Théophile Gautier eine wollüstige genannt haben würde, mit dem Romancier André Prudent verbunden, der auch Poet ist, wie Jedermann weiß. Die Marquise d'Ivoir war eine jener Frauen, deren gesellschaftliche Stellung Vieles gestattet; der Marquis widmete sich ganz der Diplomatie; seine Frau, die diese Leidenschaft nicht theilte, blieb in Paris; Niemand hatte gegen diese eheliche Einrichtung etwas einzuwenden. Ueberdies hatte die Marquise ihren Sohn bei den Dominikanern untergebracht und dieser Umstand genügte, um alle Lästerzungen zum Schweigen zu bringen.

Darum machte sie denn auch kein Geheimniß daraus, die Egeria ihres Poeten zu sein, seine Muse, seine einzige Freundin im schönsten Sinne des Wortes, und da dieses Verhältniß durch seinen eigenthümlichen Charakter sich so sehr unterschied von Allem, was man gewöhnlich sieht, gewann die Marquise dabei nur an Prestige und der Poet an Ruhm, für welchen er, obgleich sonst sehr praktisch, nicht unempfänglich war. Er ward in der Gesellschaft umschmeichelt, denn er war nicht bloß köstlich zum Lesen, sondern auch lieblich zum Anschauen. Bei seinem strammen Soldatenkopfe und seinen lebhaften Augen nahm seine Begeisterung für das reine Ideal einen seltsamen Reiz an. Man beneidete stark die Marquise, welcher er eine absolute Treue zu bewahren behauptete; sie vergalt ihm diese Treue durch einen wahren Kultus; sie betrachtete ihn ganz einfach für das erhabenste Wesen, das es geben konnte und fand nichts Schöneres als das Ziel, das er ihr ausgestellt hatte: alle niedrigen Leidenschaften in sich zu tödten und bloß mit Leib und Seele zu leben. Da Dies nicht ohne einigen Kampf abgeht, selbst wenn man nach dem reinen Ideal dür-

stet wie die Marquise d'Ivoir, besänftigte sie die unwillkürlichen Stürme ihres Herzens damit, daß sie tagtäglich ihrem Freunde Briefe schrieb, die wahre Meisterwerke waren; alle niedergehaltenen Wünsche ihrer Jugend brachte sie ihm dar, indem sie ihm dieselben opferte. Aber wie ward sie dafür belohnt! Sie wußte, daß man sich erzählte, sie werde die Heldin seines nächsten Romans „Anna Har“ sein und er hatte ihr gestanden, daß er eine Statue von makellosem Marmor meißeln wolle. Man wußte auch, daß die steinreiche kleine Herzogin von Bulboie ganz unnützer Weise fast in den Armen André's ohnmächtig geworden war und daß dieser einem Andern die Sorge überlassen, sie aufrecht zu halten und ihren Feuerblick in Empfang zu nehmen. Kurz: ganz Paris sprach von dieser so seltenen Freundschaft und es wurde klar, daß André immer mehr der Mann von heute und von morgen wurde. Alles Glück und alle Ehren schienen in natürlicher Weise ihm zuzuschießen; überdies wollte es die Marquise und sie vermochte viel. Der ganze Winter verfloß für sie in einem Zustande zurückgehaltener Exaltation. Zuweilen wurden ihre



veilchenblauen Augen ganz schwarz; als der Lenz sich näherte, kündigte ihr Poet ihr an, seine Arbeit sei bis zu einem Punkte gediehen, welcher absolute Einsamkeit heische, eine Einsamkeit, die durch nichts gestört wird, selbst nicht durch die theuerste Freundin. Bei seiner Rückkehr werde er ihr ein Werk zu Füßen legen, würdig Derjenigen, die ihn begeisterte

— Wie, ein Versteck, das mir unbekannt bleiben soll?

— Selbst Ihnen, mein weißer Lotus.

Er nannte sie seinen weißen Lotus und sie fand ein unsagbares Vergnügen an dieser Zusammenstellung von Worten.

— Und werden Sie mir nicht schreiben?

— Ihnen nicht schreiben? Wie könnte ich Das? Doch, ich werde Ihnen schreiben; meine Tante Renée wird Ihnen meine Briefe übergeben und mir die Ihrigen senden.

Die Tante, Fräulein Renée Prudent, führte den Haushalt des Poeten und bewachte seine Thüre, um lästige Besuche von ihm fernzuhalten.

— Ihre Tante besitzt Ihr Vertrauen und ich nicht!

— Meine Tante kann meine Ruhe nicht stören; Sie aber, mein Bengali! . . . (Er liebte entschieden die exotischen Vergleiche.)

Sie erröthete leicht, ohne den Kopf abzuwenden, und sie tauschten einen Blick aus, welcher geeignet war, eine Tonne Schießpulver aufzulegen zu lassen; dann küßte er ihre Haare und es wurde vereinbart, daß sie sich Allem fügen würde, was er verlangte. In ihrem Herzen faßte sie den Vorsatz, die Zeit seiner Abwesenheit dazu zu benützen, einen „rasenden“ Erfolg für seinen nächsten Roman vorzubereiten. Sie begnügte sich ihm zu sagen, daß sie nur für ihn lebe; er seinerseits schwor ihr, daß jeder Pulsschlag seines Herzens nur ihr gelten solle. Dann setzte er ihr seine Pläne auseinander. Er wird sich in irgend einem italienischen Städtchen niederlassen, wo er Niemanden kennt; er wird eine der alten, verlassenen Städte wählen, die voll sind mit Erinnerungen einstiger Größe. Er wird sich berauschen an Einsamkeit und stiller Gedankenarbeit; er wird den Himmel, die Berge, die Flüsse betrachten; er wird die betäubende Luft des Südens einathmen; er wird mit wüthendem Fleiße arbeiten und wird zurückkehren — mehr denn je der Ihrige.

Er reiste ab und sie lebte acht Tage in der göttlichen Traurigkeit der Trennung. Alle Welt um sie her war fest überzeugt, daß sie den geheimen Zufluchtsort ihres Poeten kenne, dessen Verschwinden ein Ereigniß war. Ihr Leugnen half nichts. Dieses Geheimniß bereicherte um einen neuen Reiz das Interesse, welches das Publikum dem Dichter André widmete und niemals hatte man sich mit ihm mehr beschäftigt, als seitdem er nicht mehr da war. Sein erster Brief ließ acht Tage auf sich warten; derselbe war kurz, aber leidenschaftlich; er flehte darin zu seinem weißen Lotus, ihm diese wenigen Wochen zu schenken; er sprach von seiner eifrigen Arbeit; dann schilderte er in einigen beredten Zeilen seine Einsamkeit in einem alten Palaste, die stillen Straßen, den Fluß mit den schäumenden Wellen, die weißen Tauben, die um die alten Kirchtürme schwärmen. — Die Marquise konnte den Gedanken nicht abweisen, daß dies ein reizender Rahmen wäre für zwei Wesen, die sich lieben, — und sie seufzte. Die zweite Woche seiner Abwesenheit benützte sie dazu, fruchtbringende

Besuche zu machen; sie sprach bei allen Jenen vor, die André nützlich sein konnten; sie sprach nicht von ihm, war aber liebenswürdig, reizend, berauschend, überzeugend und sie konnte sich sagen, daß sie ihm das Feld in einer Weise vorbereite, wie kein Zweiter es zu thun vermöchte.

Dann fand sie allmählig, daß der zweite Brief lange auf sich warten lasse und in ihrem Verdrusse hierüber hörte sie eines Abends in der Oper mit weniger Ungeduld als sonst die Dummheiten, die Albernheiten des jungen Gontran d'Aquitaine, ihres Jugend-Gespielen, der alle sechs Monate versuchte, ihr den Hof zu machen. Er war zu Saint-Germain in Garaison und kam seit der Abreise des Poeten häufiger nach Paris. Die Marquise mochte ihn gut leiden, betrachtete ihn aber mit einem gewissen Mitleid, als ein mehr minder untergeordnetes Wesen. Sie sagte ihm von Zeit zu Zeit, daß er ein Unverschämter sei, worüber er lachte, ohne sich jedoch abschrecken zu lassen. Diesen Abend fand er die Marquise strahlend in Schönheit und ging mit den menschenfreundlichsten Absichten zu ihrerloge hinauf; denn er fand die liebe Marquise sehr beklagenswerth zwischen ihrem Diplomaten-Gatten und ihrem Poeten-Liebhaber. Er überschwenkte sie denn mit den stärksten Thorheiten, — dies war seine Art, den Frauen zu sagen, daß sie liebenswürdig seien — und ließ sich zwanzigmal vergebens Schweigen gebieten. Schließlich entfernte er sich mit der Versicherung, daß er künftig öfter kommen werde, um die Marquise zu zerstreuen. Vergebens betheuerte sie ihm, daß seine Art der Zerstreung und die ihrige ganz verschieden seien und daß er sehr wahrscheinlich sie nur langweilen würde. Er beharrte bei seiner Versicherung des Gegentheils. Schon am nächsten Tage kam er zur Frühstücksstunde; er war so unordentlich korrekt wie möglich, sprach kein Wort, welches man „Hof machen“ hätte nennen können; aber auf die Thatsache pochend, daß er mit der Marquise getanzt hatte, als sie 8 und er 12 Jahre alt gewesen, war er so übermüthig, wie es ein junger Dragoner-Kapitän nur immer sein kann. Die Marquise, die Geist hatte und nicht für spröde gelten wollte, hörte seine Dummheiten aus Mitleid an, versicherte ihm aber, daß sie kein Vergnügen daran finde. Ihr Geist weilte fern, in den stillen Straßen der verlassenen italienischen Stadt. André hatte ihr geschrieben und sie stellte sich die Schönheit der italienischen Abende vor und Alldas, was ihr Poet ersinnen konnte, um den süßen Reiz derselben zum Ausdruck zu bringen. Das leere Geschwätz Gontrans schien ihr eine Entheiligung und sie grollte sich selbst wegen der leichten Erregung, welche der Kuß ihr verursachte, den er ihr auf die Hand drückte, sie dabei mit so fecken, fragenden Augen anblickend, daß sie ihm mit einer Maulschelle drohte, die er sich dann als Gnade von ihr erbat.

Jeden Tag begegnete sie diesem unverschämten Gontran und da sie darüber erstaunt war, theilte er ihr mit, daß er Urlaub habe. Uebrigens zähmte er sich bald nach dem Willen der Marquise und ward ihr ein guter Kamerad. Sie kamen so weit, daß sie ihm von André sprach und ihm das Geheimniß seines geheimnißvollen Aufenthaltes mittheilte, wodurch sie sich eigentlich ein wenig gedemüthigt fühlte. Sie hatte keine Ahnung, wie es ihr gelingen könnte, dieses Geheimniß zu durchdringen; sie starb schier vor Neugierde darnach, ohne es zu sagen, und Gontran, der sich jetzt häufig zum Frühstück

einlud, fragte sie eines Morgens, ob sie schließlich die Residenz ihres Poeten kennen lernen wolle. Die Marquise fühlte wohl, daß sie ein wenig von ihrem Piedestal herabsteige, wenn sie gesteht, daß dies sie freuen würde. Sie fürchte, daß er sich überarbeiten und krank machen könnte, sagte sie. Er schreibe ihr so selten und daran sei sicherlich seine unausgesetzte Thätigkeit schuld. Aber wie will Gontran es anfangen die Sache zu erfahren? Tante Renée, seine einzige Vertraute, war unzulänglich. Der Kapitain erwiderte, dies sei seine Sache und um ihr gefällig zu sein, würde er selbst schwierigere Verhandlungen zu einem guten Ende führen. Die Thatsache bewies dies, denn drei Tage später brachte er ihr die gewünschte Auskunft. Sie dankte ihm leichtthin wie für irgend eine unbedeutende Sache und er selbst hatte so viel Geschmack, daß er seiner Entdeckung keinen allzu großen Werth beizumessen schien. Sie redeten nicht weiter davon.

Als indeß Gontran am Ende der Woche bei der Marquise vorsprechen wollte, war er nicht sonderlich überrascht zu vernehmen, daß sie auf einige Tage verreist sei. Sie war in der That abgereist, ohne irgend Jemandem Aufschluß über das Ziel ihrer Reise zu geben. Denn sie gehörte zu Jenen, die sehr gut wissen, daß diese kleinen Ausflüge ihnen gestattet sind und daß die Erniedrigung zu einer Lüge den Anschein hätte, als würde man etwas fürchten. Gontran war also nicht erstaunt, gab seine Karte ab und ging.

*

Vierundzwanzig Stunden im Sleeping-car bedeuten nicht viel, wenn das Herz ruhig ist, wenn es aber erregt ist, scheinen diese vierundzwanzig Stunden sehr lang. Erst bei dem Austritt aus dem Mont-Cenis-Tunnel athmete die Marquise auf. Die Sonne bestrahlte die herrliche, schneebedeckte Landschaft; durch diese wildromantische Bergeinsamkeit fahrend fühlte sie sich tausend Meilen von Paris und von Allem, was sie noch gestern interessirte, dagegen umso näher ihrem Poeten; sie sah ihn schon vor ihren, von innerer Erregung feuchten Augen und fragte sich, wie sie seine Verzeihung für ihre That erlangen werde. Doch er, der das weibliche Herz in seinen geheimsten Falten kannte, wird das stürmische Verlangen begreifen, das sie drängte ihn wiederzusehen, seine Stimme zu hören; dann, wenn sie ihn gesehen hat, wird sie sogleich wieder abreisen. Sie hatte für drei Tage später ein Diner bei sich angefangt und sie wollte um keinen Preis dabei fehlen. Aber sie mußte fort; sie mußte wenigstens einen Tag mit ihrem Freunde den göttlichen Rausch an dem einsamen Gestade theilen, wo er einen Theil seiner Tage zubrachte, um ihre Seele zu hindern, daß sie zu gewöhnlichen Liebeleien herabsinke.

Sie traf zur Stunde des Aveläutens ein; alle Glocken klangen durch die klare Luft; still und freundlich dehnte die Stadt sich vor ihren Augen aus. Ihr Wagen rollte durch eine enge Straße, zu beiden Seiten eingesäumt von alten wappengeschmückten Palästen. Der Frühlingsabend ging zu Ende und als sie über den Fluß fuhr, spiegelten sich schon die Gaslichter in den Fluthen desselben. Alles schien ihr so still und traurig. Glücklicherweise ward sie durch die unterthänigen Begrüßungen des Haushofmeisters ihres Gasthofes in die Wirklichkeit zurückgerufen; da sie ihre Ankunft telegraphisch angezeigt hatte, fand sie den unvermeidlichen deutschen Sekretär

bereit, sie in ihre Gemächer zu geleiten. Eine Stunde später hatte sie ein Bad genommen, ihr prächtiges Haar aufgesteckt, sich in einen wunderbaren Schlafrock von grauer Surah gehüllt. Dann hatte sie sich den Thee in ihr Zimmer bringen lassen und nun dachte sie darüber nach, wie sie ihn morgen überraschen werde.

Und während sie hierüber nachdachte, erinnerte sie sich unwillkürlich, — der Abend war so lang! — daß Gontran doch ein guter Junge und daß es in diesem Gasthose fürchterlich still sei. Gegen Mitternacht jedoch — schon hatte sie sich zum Einschlafen angeschickt — vernahm sie in dem anstoßenden Salon ein Geräusch von Tafelgeschirr und von lauten Stimmen. Es waren helle Ausbrüche, Frauengelächter und darauf antwortete eine männliche, heitere Stimme, bei deren Klang die Marquise sich in ihrem Bette aufrichtete. Diese Stimme! . . . Nein, es war nicht möglich! . . . Weil sie so viel an ihn gedacht, hatte sie jetzt die Illusion . . . Nein, es war Unsinn! Ohne Zweifel eine Reisegesellschaft, die spät angekommen ist und jetzt das Nachtessen nimmt. Was konnte natürlicher sein? Sie versuchte von Neuem die Augen zu schließen, aber bei solchen Nachbarn war dies unnütz. Schließlich hüpfte sie verdrossen vom Bette, schlüpfte in ihr Nachkleid und in ihre Pantoffel und näherte sich der Zwischenwand. Doch diesmal fühlte sie es wie einen Stich im Herzen. Nein, es ist unmöglich, sich in diesem Maße zu täuschen: diese Stimme, diese Betonungen! Sie unterschied die raschen und lebhaften Worte, welche ausgetauscht wurden; es war noch eine zweite Mannesstimme da, die sich mit einem fremden Akzent ausdrückte . . . Aber André! . . . Nein, sie träumte. Sie fuhr mit der Hand über die glühende Stirne und verdoppelte mit zurückgehaltenem Athem ihre Aufmerksamkeit: die gewisse Stimme summt einen Gassenhauer. Sie eilte zum Fenster und öffnete dasselbe, denn sie mußte frische Luft haben. Sie zog den Vorhang weg; die Strahlen des Mondes beleuchteten den schlummernden Fluß. Sie strengte sich an hinauszuschauen; die Nachtluft wird sicher ihre Wahnvorstellungen verschrecken. Plötzlich öffnete sich das benachbarte Fenster und auf dem Balkon, welchen die Marquise fast mit der Hand erreichen konnte, erschienen zwei Personen: eine blonde Frau, das Haupt mit einem weißen Spizentuche halb verhüllt und mit einer Hand, an deren Fingern Diamanten funkelten, einen Pelzmantel heraufziehend, um ihre halbnackten Schultern zu verhüllen. Und die andere Person? . . . André! Ja, er selbst! André mit einer dicken Zigarre im Munde, mit dem rechten Arme den Leib der Dame umfassend; von Zeit zu Zeit einen Zug an seiner Zigarre thugend sprach er der Dame sehr eifrig in den Nacken hinein, den er schließlich küßte, was ihm die Dame nicht übel zu nehmen schien, da sie ihm die Lippen zum Kusse bot. Die Marquise hatte genug gesehen; sie ließ den Vorhang zurückfallen und sank angewidert in einen Lehnstuhl. Ach, und doch war sie so froh, hieher gekommen zu sein! Sie hatte plötzlich das Gefühl, daß sie lächerlich gewesen . . . und doch hatte sie es so aufrichtig gemeint! Sie bemühte sich zu hören und hörte noch bis zwei Uhr Morgens die verliebten Worte der „Stimme“ und unter diesen Worten kam kein weißer Lotus und kein Bengali vor.

*



— Ich bin Einer vom Elektrizitäts-Kongress.
 — Ach, laß doch mal was sehen von der Elektrizität, oller Hankee!



— Was sollen die Blumen, Liebste; wir sind doch schon verheirathet.
 — Ach, keine Blumen und keine Früchte.

André war niedergeschmettert, als er am folgenden Morgen mit seinem späten Frühstück eine Karte erhielt, auf welcher unter dem Namen die Worte: „Zum Abschied“ in sehr festen Schriftzügen zu lesen waren. Als die erste Verblüffung vorüber war, stürzte er hinaus, um Erkundigungen einzuholen. Die Dame war mit dem Sechs-Uhr-Silzuge wieder abgereist. Er begriff und fluchte seiner Unbesonnenheit; er kannte vollkommen den unschätzbaren Werth seiner Freundin, und wußte, was sie ihm für seine Erfolge galt. Die Marquise wird mit der ihr eigenen Offenheit sicherlich Alles erzählen. Welche Demüthigung für ihn! Er mußte sie einholen; es war vielleicht noch Zeit. Noch am Abende desselben Tages bestieg er einen Eisenbahnzug und am zweitnächsten Tage, so früh als es nur schicklich war, läutete er an der wohlbekanntesten Thüre. Man ließ ihn ein; es wurden demnach in Betreff seiner Person noch keine Weisungen ertheilt und in den Augen der Dienstpersonals war er noch immer der Bevorzugte. Man führte ihn in den kleinen Salon der Marquise, an den Ort, wo er so viele, für seine Eigenliebe köstliche Stunden verbracht hatte.

Sie erschien sogleich, so kalt und gleichgiltig, mit einem solchen Ausdrucke des Spottes in den Augen, daß er das Blut in seinen Adern erstarren fühlte. Er hatte den Vorsatz gefaßt, sich ihr zu Füßen zu werfen, diese mit seinen Küssen zu bedecken, zu weinen, zu bitten. Aber er konnte nur einige einfältige Worte murmeln von der Nothwendigkeit, „an lebenden Objekten Beobachtungen anzustellen“.

— Vivisektion also! Ich für meine Person verabscheue dieselbe. Aber fahren Sie nur fort darin. Mich werden Sie entschuldigen, ich habe Gäste . . .

Noch an demselben Abend erzählte die Marquise ihr Abenteuer des Langen und Breiten. Sie hatte damit einen wahnsinnigen Erfolg; es ist immer ein seltenes Vergnügen, ein Götzenbild in Trümmer zu schlagen. Der unglückliche André wurde in Stücke zerrissen, Man kam überein, daß seine Bücher blöd seien.

Gontrans Ausichten gestalteten sich günstiger . . .

Rosen- und Feigenblätter.

Von Germain d'Ange.

Was ist der Courtisane die Welt? Nichts als ein volles Portemonnaie.

*

Die Frauen lieben immer wieder einen Andern, weil sie glauben, daß Jeder anders zu sündigen versteht.

*

Bei jedem neuen Liebhaber verleugnen die Frauen einige Jahre mehr.

*

Es gibt Frauengeständnisse, welche der Mann fürchtet.

*

Man küßt so lange, bis man mehr erhält.

*

Wenn Du liebst, verlangen die Frauen von Dir, daß Du Dein Herz sprechen lässest, nicht Deine Achtung.

*

Zuweilen ist der Ehebruch einer Frau nichts Anderes als der Superlativ der Neugierde.

*

Wenn eine Frau das Buch der Liebe ausgelesen, dann beginnt sie von vorne zu lesen — aber mit einem Andern.

*

Manche Frau kann in der Liebe nicht genug nachsichtig sein, manche nicht genug vorsichtig.

*

Die Tugend wird wohl belohnt, aber das Vaster oft noch besser.

Im Schlafwagen.

Skizze von Walter Sam.

Im Schlafwagen New-York—San Francisco ging's lustig zu. Ein jung vermähltes Paar wurde gefeiert, welches sich heimlich und pikant von dem Hochzeitsgelage hinweggestohlen und schnurstracks nach der Centralstation gefahren war, um ein Schlafwagenbillet für den tarifmäßigen Nachtschnellzug nach dem gesegneten Californien zu lösen.

„Wie göttlich, Dich endlich allein zu haben!“ hatte der junge, liebestrunkene Bob Carston seinem neugebackenen Weibchen zugeflüstert, indem er sie während der Fahrt zum Bahnhof selig an seine Brust drückte.

„Sei nicht albern. Immer kühles Blut, liebster Bob! Mir, im Gegentheil, will dieses plötzliche Tête-à-tête noch gar nicht in den Kopf.“

Er blickte sie vorwurfsvoll an, der gute Bob.

„Wie wir doch verschieden geartet sind!“ fuhr Elly seufzend fort. „Ich würde am liebsten jetzt mit ausgelassenen Freunden bei einer Champagner-Bowle die Nacht zubringen — und Du, nun Du würdest Dich sicher lieber in die Betten verkriechen. Und dann — die Schlafwagenbetten sind so eng — man hat gar keinen Platz — die schaukelnde Bewegung — die vielen schlafenden, schnarchenden Menschen um uns herum —“

Der Wagen hielt. Sie waren am Bahnhof angelangt und Bob hatte seine schmollende Elly wie einen Federball aus dem Wagen geschmeißt. Dann hatte er bedeuftam vor sich hingeknickt. „Also das war Frau Elly's Auffassung von seinem schönen, tausend und einmal ausgemalten Traumgebilde?“

Die Nacht schien ihm von vornherein vergällt. Das lange Warten zwischen den am Schalter sich stauenden Massen, die vielen Scherereien mit den zahlreichen Gepäckstücken seiner Frau verdrossen Bob sehr. Er sah ganz verstört aus, als er zu seiner jungen Ehehälfte in den Wartesalon zurückkehrte.

Doch was war das? Schon aus der Ferne schallte ihm Elly's lebensfrohes Nicken und Schäkern entgegen. Wahrhaftig — war's möglich? — da stand Mr. Plumber, welcher eben erst bei dem Hochzeitschmause wegen seiner verblühten Redeweise Bob's Aergerniß erregt hatte, vor seinem Weibchen, und traktierte sie mit Schnurren aus seinem ereignisreichen Leben.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte Bob unwirsch.

„Welche Frage? Ich ahnte, daß Sie den Nachtzug nach Californien benützen würden, weil das nun einmal die sonderbare Gewohnheit der Newyorker Hochzeitsreisenden ist. Kann deshalb aber nicht auch einmal ein einsamer Junggeselle, wie meine Wenigkeit, denselben Zug nach dem Westen nehmen?“

Bei diesen Worten lachte Mr. Plumber laut auf und Elly stimmte aus voller Kehle ein. Am liebsten hätte der arme Bob den unverschämten Mr. Plumber auf der Stelle geohrfeigt. Doch das ging nicht, er wollte durch seine Würde einen besonders vortheilhaften Eindruck auf die lustige Elly machen, und er dachte auch, Mr. Plumber würde durch dieses kühle, vornehme Betragen sich abschrecken lassen. Also hub er in feierlichem, gedehntem Tone an:

„Ich kann nicht glauben, Mr. Plumber, daß es Ihr voller Ernst sei, die Reise nach dem Westen mit diesem Zuge zu unternehmen — ich rathe Ihnen auf das Entschiedenste davon ab.“

„Dummer Bob, weshalb soll Mr. Plumber nicht mit demselben Zuge reisen — haben wir denn ein Monopol darauf, weil Du die Hochzeitsnacht feiern willst? — Geh mir! — Mr. Plumber fährt in unserem Schlafwagen.“

Ohne ein Wort der Entgegnung produzierte Mr. Plumber sein Schlafwagenbillet aus der Brieftasche. Bob sah wohl ein, daß da jedes Sträuben fruchtlos wäre, demgemäß machte er gute Miene zum bösen Spiel. Der Schlafwagen war ja groß — weshalb sollte man denn gerade in Mr. Plumber's Nähe zu liegen kommen? Und dann reisen ja so viele andere Leute im selben Wagen — da wird Mr. Plumber unter der Masse ganz verschwinden.

Nur Eins wollte Bob nicht gefallen. Elly blickte den Mr. Plumber immer so kokett, verstoßen von der Seite an, als wollte sie sagen: „Nun kommt's!“

Man läutete zum Einsteigen. Bob reichte galant seinem Weibchen den Arm, diese nahm wie eine Tänzerin die blendend weißen Hüfchen der unteren Regionen auf und trippelte mit ihm grazios zum Schlafwagen. Mr. Plumber lief nebenher, immer lachend und scherzend, als handle es sich um etwas ganz Alltägliches, ganz und gar nicht der feierlichen Stimmung Bob's entsprechend.

Der lange Patentschlafwagen strahlte in seiner ganzen nächtlichen, viel verheißenden Pracht. Der pechschwarze, in weißes Linnen gekleidete Aufwärter eilte dienstbereit hin und her, schon von den reichlichen Trinkgeldern träumend, welche seiner bei der Ankunft in dem goldigen Frisco harrten.

Bob reichte dem Schwarzen die Billete für sich nebst Gemahlin. Der Nezer, einen Kennerblick auf Elly werfend, schmunzelte, und zeigte die weißen Perlenzähne. Dann schritt er majestätisch auf eine rothe Sammtabtheilung zu und sagte geheimnißvoll: „Das ist Ihr's, Sir, die untere Koje. Soll ich die Betten aufklappen?“

„Um Himmelswillen, noch nicht!“ sagte Elly ganz entriistet. „Wer wird denn um diese Zeit schlafen gehen? Wie denken Sie darüber, Mr. Plumber?“

Mr. Plumber war wie ein Schoßhündchen immer hinten her gewatschelt. Jetzt machte er ein recht albernes Gesicht und sagte in der harmlosesten Weise:

„Natürlich wird aufgeblieden. Ich hab' schon einen Korb Champagner bestellt. Jetzt soll's ja erst losgehen!“

Der Nigger schaute ganz verdutzt drein. „Ihr Billet, Sir?“ meinte er dann zu Mr. Plumber gewendet. Dieser übergab es ihm. „Nr. 63 ist gerade hier die Koje über den Herrschaften. Soll ich sie aufklappen?“ setzte er ganz geschäftsmäßig hinzu.

„Nein, das wäre fatal für meine Freunde, dann würde man ja da unten wie in einer Hundehütte sitzen — erwiderte Mr. Plumber.“

Bob glaubte zu träumen. Mr. Plumber in seiner Hochzeitsnacht über sich zu haben — nicht viel anders als einen Schlafcompanion — und dieser Mensch hat die Frechheit, die geheiligte Stätte mit einer Hundehütte zu vergleichen — das war zu toll! Und Elly? — Sie hatte während der ganzen Scene gelächelt und Mr. Plumber immer so merkwürdig von der Seite angeblickt.

Bob strengte sein Gehirn an, um einen Ausweg zu finden. Er blickte sinnend vor sich hin, wie ein Gelehrter, nicht wie ein verliebter, junger Ehemann. Aber wie er auch hin und her sann: es gab keine Erlösung von diesem Kreuz, dem entsetzlichen, aufdringlichen Plumber.

Auf einmal schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf.

Er nahm Elly bei Seite und flüsterte ihr zärtlich zu: „Wir bleiben auf, Elly. Plumber wird unter den Tisch getrunken und dann lassen wir uns an irgend einer anderen Ecke des Wagens eine Koje aufschlagen. Die wird noch zu haben sein.“

Und so geschah's. Als der Zug sich langsam in Bewegung setzte, knallten bereits die Champagnerpfropfen. Die anderen Reisegenossen kamen hinzu und Alles schien sich verschworen zu haben, Mr. Plumber betrunken zu machen. Bald schnarchte er den Schlaf der Gerechten oder that wenigstens so. Und als die vielen Adam- und Evagestalten in die Federn gekrochen waren, ließ der siegestrunkene Bob sich eine einsame Koje am andern Ende des Wagens aufschlagen. Während er entzückt sein Weibchen ein Knöpfchen nach dem andern, ein Bändchen nach dem andern lösen sah und ihr schwachtend zuflüsterte: „Nun sind wir allein. Wie ich Dich liebe!“ — erschien mit einem Male Mr. Plumber und rief ihnen aus weinseliger Kehle eine „Geruhsame Nacht!“ zu.

„Hol' Sie der Teufel!“ brummte Bob, indem er wüthend den Vorhang zuzog, während sein Weibchen fichernd die vollen, weißen Arme um seinen Nacken schlang.

Frauenlist . . .

Aus dem Sanskrit nachgedichtet von Ludwig Goldoni.

Kamadewa schützt die Treuen!
Diese Nacht hab' ich's erfahren,
Als den Herrn ich nicht erkannte,
Nicht am Kleid, nicht am Gebahren.

Dem ich wähnte Dir zu beichten
Im Vertrau'n mein Abenteuer
Mit dem jungen Nachbar, Freundin.
Plötzlich sah im Bornesfeuer

Ich des Gatten Augen glühen.
Doch durch mich sprach Kamas Gnade:
„Also träumt' ich. Dann, o Freundin,
„Bin ich aufgewacht gerade.“

Der Vorwand.

Von Armand Silvestre.

I.

Es war doch eine große Dummheit, die im gegenseitigen Einverständnisse verlangte Ehescheidung aufzuheben! rief der Herr Graf, indem er das Gesetzbuch, in welchem er gelesen, heftig zur Erde schmiß.

— Ja, wir hätten uns so schön verstanden, fügte die Frau Gräfin hinzu, indem sie ihre Stickerei verdrossen auf ein Kissen hinwarf.

— Wir müssen etwas Anderes ersinnen, Agathe.

— Die Hauptsache ist, die Fesseln zu brechen, die uns Beiden zu schwer sind, Hippolit.

Und Beide begannen abermals nachzusinnen; — sie reizend in der leichten Wohlbeleibtheit einer Frau, welche die Dreißig überschritten, verteuelt begehrenswerth für einen Mann von Geschmack; er, weit weniger wohl erhalten, weder im Besitze der männlichen Schönheit des reifen Alters, noch auch den anziehenden Reiz bekundend, durch welchen manche Männer ihr Greisenalter zu verschönen wissen. Im Uebrigen waren Beide Leute von vornehmer Gesinnung, wohl geboren und vortrefflich erzogen.

Und warum wollten sie sich scheiden lassen?

Ganz einfach darum, weil sie sich zusammen langweilten. Denn im Grunde sind es weder unsere Vorzüge, noch unsere Fehler, die uns Anderen erträglich oder unerträglich machen. Alles hängt davon ab, wie Jene veranlagt sind, um unserer Vorzüge sich zu freuen, oder unsere Fehler über sich ergehen zu lassen. So sehr die Mängel eines geliebten Wesens uns entzücken, ebenso verhaßt sind uns die Vollkommenheiten eines uns gleichgiltigen Wesens. Der Herr Graf und die Frau Gräfin waren vernünftig genug einzusehen, daß die beiderseitige Gleichgiltigkeit kein genügender Grund für das eheliche Zusammenleben sei. Die Intimität der Ehe, und wäre sie selbst eine ganz äußerliche, gestattet diese gegenseitige Gleichgiltigkeit nicht. Man wird einander lästig und unausstehlich durch die bloße Thatsache, daß man sich in einem zu engen Kreise bewegt, als daß man sich nicht bei jeder Bewegung die Ellbogen zerstoßen müßte.

Das war ihr Fall. Sie hatten sich gegenseitig kein ernstliches Unrecht vorzuwerfen, aber sie konnten einander nicht ausstehen. Da Beide der Ansicht waren, daß sie sich eine gute Hälfte ihres Lebens in einer Verbindung verdorben hatten, die keinerlei gegenseitige Sympathie zusammenhielt, wollten sie die andere Hälfte retten. Und darum war die Ehescheidung, die Beiden die Freiheit wiedergibt, aus allen Gesichtspunkten ihr Fall.

II.

— Wir brauchen Mißhandlungen und schwere Injurien, hub der Herr Graf nach einer Pause wieder an.

— Oder eine entehrende Strafe, mein Freund, fügte die Frau Gräfin hinzu.

— Ich fühle nicht den Muth in mir, silberne Löffel zu stehlen.

— Dann, Hyppolit, bleibt uns nichts Anderes übrig, als thätliche Mißhandlungen.

— Und zwar vor Zeugen, Agathe. Läuten Sie Ihrer Kammerfrau.

— Und Sie rufen den Kutscher, ich bitte Sie; wir brauchen zwei Zeugen.

Einen Augenblick später traten der Kutscher Baptist und die Kammerfrau Cäsarine in den Salon.

— So geben Sie mir doch einen Schlag, sagte die Frau Gräfin, an ihrem Gatten vorübergehend.

— Unmöglich, erwiderte leise der Graf. Es ist schwerer als Sie glauben, eine Frau zu prügeln, wenn man nicht daran gewöhnt ist. Pfui! Der Schatten meiner Ahnen hält entrüstet meinen Arm zurück.

— Frau Gräfin befehlen etwas? fragte Cäsarine.

— Wann soll ich anspannen? fragte Baptist.

— Zerfragen Sie mir doch das Gesicht, aber ohne mir die Augen auszureißen, wandte sich jetzt der Graf leise an seine Gemahlin.

Die Frau Gräfin nahm die Stellung eines Panthers an, der sich anschickt, sich auf seine Beute zu werfen. Aber sie hielt plötzlich ein und lachte hell auf.

— Nun, was warten Sie? fragte Hyppolit.

— Ich kann nicht, erwiderte Agathe.

— Warum nicht?

— Sie machen ein zu dummes Gesicht.

— Was soll ich der Frau Gräfin bringen? fragte Cäsarine.

— Welches Pferd soll ich anspannen, Herr Graf? erkundigte sich Baptist.

— Wir brauchen nichts, erklärte der Graf bestimmt.

Und als die beiden Bediensteten erstaunt das Zimmer verlassen hatten, sanken die beiden Gatten, jetzt noch mehr verstimmt als vorhin, wieder auf ihren Sitz nieder.

III.

Die Gräfin brach zuerst wieder das Stillschweigen.

— Haben Sie vorhin Cäsarine angesehen, Hyppolite?

— Meiner Treu, nein.

— Nun, Sie hatten Unrecht.

— Warum?

— Weil dieses Mädchen sehr hübsch ist. Ein herrlicher Haarwuchs, blendendweiße Zähne, ein liebenswürdiger Gesichtsausdruck, ein verheißungsvoller Wuchs. Obgleich sie sich zurückhaltend beträgt, halte ich sie dennoch nicht für scheu.

— Das ist mir ganz gleichgiltig.

— Umso schlimmer! Denn wenn Sie wollten, könnten wir hier den Fall finden, den wir suchen. Sie sind der Liebhaber meiner Kammerfrau und der Ehebruch kompliziert sich noch durch eine schwere Beschimpfung; Aldies ist zu erreichen, ohne daß Sie auch nur die geringe Mühe hätten, das Haus zu verlassen. Ist Das nicht reizend?

— Ich der Liebhaber Cäsarine's?

— Gewiß. Wenn man sie in der Gerichtsverhandlung sehen wird, wird Niemand über Sie lachen. Sie ist ein hübsches Geschöpf, das Ihrem Geschmacke alle Ehre machen wird. Ich nehme es auf mich, im richtigen Augenblicke den Polizeikommissär kommen zu lassen.

— Im richtigen Augenblicke? Sie wissen ja, wie kapriziös mein Magen ist.

— Sie werden einige Tage sich stärken.

— Nein, nein, Sie kennen mich; auf Kommando habe ich keinen Appetit.

— Es wird genügen, wenn man den gedeckten Tisch sehen wird.

— Nein, nein, glauben Sie das nicht. Die Leute von der Behörde gehen den Dingen auf den Grund und überzeugen sich, ob man wenigstens — die Suppe gegessen habe. Und dann: welche Rolle empfehlen Sie mir da, Agathe? Ich soll ein vielleicht ehrbares Mädchen kompromittiren, (denn es werden ja in der Weltgeschichte deren einige genannt, so Johanna d'Arc und noch zwei, drei andere) ohne auch nur eine Entschuldigung zu haben? Pfui! Der Schatten meiner Ahnen erzittert darob in ihren Grüften!

— Sie sind sehr langweilig mit dem Schatten Ihrer Ahnen!

Und Beide versanken wieder in stille Melancholie.

IV.

— Aber Sie, Gräfin, hub der Graf plötzlich wieder an, — warum nehmen Sie nicht einen Liebhaber?

— Ach, mein Herr! Sie werden mir vielleicht den Kutscher Baptist vorschlagen?

— Nein, liebe Agathe, durchaus nicht Baptist. Wir haben Ihnen Besseres anzubieten. Wir müssen doch Vernunft annehmen, meine Theure. Wenn Keiner von Beiden sich dazu entschließen will, dem Andern gegenüber ein Unrecht auf sich zu nehmen, dann bleibt uns nichts übrig, als ewig beisammen zu bleiben.

— Das niemals!

— Nun wohl, lassen Sie uns die Dinge kühl betrachten. Da Einer von uns Beiden den Andern betrügen muß, ist es doch viel besser, daß Sie diese Mühe übernehmen. Vor Allen, weil Ihnen dies viel leichter und angenehmer sein wird als mir, und dann weil in einer guten Ehe die Aufopferung die Rolle der Frau ist. Opfern Sie sich denn, Agathe, für das gemeinsame Glück und machen Sie mich zum . . .

— Und der Schatten Ihrer Ahnen?

— Ach, Alle waren Hahnreie zu ihrer Zeit, vom Vater auf den Sohn. Dies war eine Ueberlieferung der Familie und ich war schon unruhig, daß ich es nicht bin, schon wegen der Reinheit des Blutes und der Zuverlässigkeit der Abstammung.

— Wenn Sie es durchaus wollen, ist's mir recht. Aber mit wem?

— Ich sagte Ihnen ja, daß ich eine Idee habe. Was halten Sie von Herrn von Bretèche?

— Ich? Nichts. Er kommt seit zehn Jahren fast täglich zu uns und ich weiß nicht einmal, wie seine Nase beschaffen ist. Ist er hübsch?

— Reizend! Vornehm, zuvorkommend . . . Und dann, wenn ich glauben darf was man erzählt, der idealische Liebhaber, Theuerste, Prinz Wunderhold der Feensagen, ein zauberischer Traum . . .

— Aber wird er auch wollen?

— Nur keine falsche Bescheidenheit, Agathe!

— Aber Herr von Bretèche ist Ihr Freund und möglicher Weise hat er Grundsätze.

— Pantaleon und Grundsätze! Aber, mein Gott! Alle seine verheiratheten Freunde hat er gehört, mich allein ausgenommen. Es war schon ein Skandal!

— So sei es denn Herr von Bretèche, da Sie mir für ihn bürgen. Gestehen Sie, Hyppolit, daß ich gut zu Ihnen bin.

— Sie sind ein Engel, Agathe! Dank, tausend Dank!

Und er benetzte die schönen Hände seiner Frau mit Thränen der Erkenntlichkeit.

V.

Er war geradezu drollig in seiner Freude. Kaum hatte er das Haus verlassen, als er Herrn von Bretèche begegnete, der sich eben dahin begeben wollte. Der Herr Graf runzelte die Augenbrauen in einer Weise, die er für sehr komisch hielt, und mit einer Stimme, in welcher ein geheuchelter Zorn durchzitterte, über dessen Ursache und Absicht man — wie er glaubte — sich nicht täuschen konnte, rief er Jenem zu:

— Halt, mein Herr! keinen Schritt weiter!

Herr von Bretèche, lange nicht so furchtlos wie Ritter Bayard, that einen Sprung der Angst nach rückwärts.

— Ha! Sie sind der Liebhaber meiner Frau! fuhr der Herr Graf fort, der diesen Spaß sehr geistreich fand.

Herr von Bretèche wurde leichenfahl und stammelte:

— Wer hat es Ihnen gesagt?

— Wie? wer es mir gesagt hat?

Jetzt war an dem Herrn Grafen die Reihe, die Farbe zu wechseln; auch seine Stimme verlor viel von ihrer Sicherheit.

— Seit wann, Pantaleon? fragte er jetzt in sehr ernstem Tone. Ich weiß Alles und wenn Sie lügen, sind Sie ein Kind des Todes.

— Seit sechs Jahren bald, erwiderte Herr von Bretèche, der fürwahr nichts von einem Kannibalen hatte.

Und der Graf wiederholte mechanisch:

— Seit sechs Jahren!

Wäre ihm ein sechs Stock hohes Haus mit einigen Ziegeldeckern auf den Kopf gefallen, er hätte nicht ärger betroffen sein können. Und er hatte sich so viel Mühe gegeben, um seine Frau zu einem Fehltritte zu drängen!

— Hyppolit, begann jetzt Herr von Bretèche, — ich bekenne mein Unrecht und verspreche Dir, es nicht wieder zu thun.

— Genug, mein Herr!

Und der infame Pantaleon wurde mit einer würdevollen Handbewegung verabschiedet.

Der Herr Graf rächt sich. Er ist jetzt von einer wilden Eifersucht und läßt Niemanden in die Nähe seiner Frau kommen. Er verurtheilt sie dazu, eine untadelhafte Ehegattin zu sein, während er selbst der treueste der Ehemänner ist. Er betrügt sie nicht und läßt sich von ihr nicht betrügen. Kein Vorwand zur Ehescheidung: das ist die Strafe der sündigen Ehehälfte! Der Henker leidet dabei ebenso sehr wie sein Opfer. Umso schlimmer! Sie werden unlöslich vereinigt sterben; er hat die Grausamkeit so weit getrieben, eine Gruft erbauen zu lassen, in welcher die Asche Agathens neben der seinigen ruhen soll. Der Stein trägt bereits Beider Namen, umschlungen von einem Epheufranze, dem Symbol ewiger Liebe und Treue!



Eheleben.

Herr M. erörtert im Freundeskreise das Kapitel der ehelichen Treue.

— Wißt Ihr, was mir am peinlichsten wäre, wenn meine Frau mich betröge? sagt er.

— Das Resultat.

— Nein . . . der Verdacht, das Mißtrauen. Die Ungewißheit ist das Schlimmste. Mir ist lieber, wenn ich weiß, woran ich bin; man ist dann ruhiger.

*

Vor Gericht.

Der Präsident setzt einige gelinde Zweifel in die Aussagen des Angeklagten, der zum siebzehnten Male wegen Diebstahls angeklagt ist.

— Was, man glaubt meinem Ehrenworte nicht? ruft der Langfinger entrüstet aus; ein solcher Präsident ist mir noch nicht vorgekommen!

*

Dienstboten.

Frau Müller nimmt ein Mädchen in ihren Dienst, das eben erst aus der Provinz gekommen ist. Die gute Dame glaubt dem Mädchen gute Rathschläge ertheilen zu sollen.

— Sie sind noch jung, mein Kind, geben Sie Acht auf sich.

— Oh, die Gnädige kann ruhig sein, ich werde schon Acht geben, denn ich bin schon zu Hause zweimal dabei erwischt worden.

*

Im Halbdunkel.

— Mein Herr, Sie machen mir Aufträge, die man nicht ohne Errothen annehmen kann!

— Wohl, wohl, errothen Sie und dann nehmen Sie an!

*

Bündig.

Ein Neugieriger zu einem Arzte:

— Herr Doktor, erklären Sie mir den Unterschied zwischen Cholérine und Cholera.

— Wenn Sie davon kommen, war's die Cholérine, wenn Sie abfahren, war's die Cholera.

*

Nachsichtig.

Herr Bankier K., der sein großes Vermögen durch Geschäfte von sehr fragwürdiger Art erworben, ergeht sich auf der Straße. Ein kleiner Gassenjunge zieht ihm das Schnupftuch aus der Tasche, wird aber von einem Polizeimann dabei betreten und festgenommen. Der Herr Bankier erbarmt sich des Kleinen und sagt zu dem Polizisten:

— Lassen Sie ihn laufen. Auch ich habe so angefangen.

Geld verpflichtet.

Von M—k.

Als Herr Samuel James Francfurt-Ostersheim im Fremdenbuche des Strandhotels seinen Namen einschrieb, fügte er, obgleich er nur ein Nefse des berühmten Finanzmannes war, die Bezeichnungen: Baron und Bankier hinzu, weil er darauf rechnete, daß diese Titel, die er seinem Oheim entlehnte, ihm ein Ansehen geben würden in der Lebewelt, welche den Strand und das Kasino von Trou-sur-mer, diesem neuesten Modebad, bevölkerte.

Bankier war ja mehr minder Jeder in seiner Familie; Baron konnte er werden in Monaco oder von des Papstes Gnaden; er war ja reich. Und da er die Absicht hatte es zu werden und da in der Familie Francfurt-Ostersheim Wollen genügt, war er auch wirklich Baron.

Schon am folgenden Tage verkündeten die kleinen Blätter der Küstengegend ihren Lesern, unter Aufwand aller Superlative aus dem Wörterbuche der Lobeserhebungen, daß der berühmte Baron Ostersheim, derselbe, der die vulgarische Anleihe abgeschlossen, im ersten Stock des Strandhotels wohne.

Das genügte, um den jungen Samuel zu einer Bade-Berühmtheit zu machen.

Allein, Samuel hatte nur einen Ehrgeiz: er wollte den Ruf eines lustigen Bruders und „forschen“ Lebemannnes erlangen. Er reiste jetzt zum ersten Male ohne seine Familie und wollte sich schöne Tage gönnen. Darum that er auch nichts, was ihn bei gewissen Leuten als Baron und Bankier hätte zu Ansehen bringen können. Er lehnte es ab, die Blätter zu abonniren, die ihn gelobt hatten; er verschloß den Spendensammlerinnen seine Thüre und hielt sich von allen milden Werken ferne, die ihm vorgeschlagen wurden. Er gesellte sich nicht zu den Leuten seiner Klasse, die zur Badesaison diesen Strand aufgesucht hatten. Dagegen umgab er sich mit einer Schaar junger Spaßvögel aus der Provinz, welche Samuel als eines der prächtigsten Muster der glänzenden Pariser Jugend ansahen. Alles, was der Baron sagte, war geistreich; Alles, was Herr von Ostersheim that, war „zum Hinwerden“. Und mehr brauchte man nicht, um das Vertrauen des kleinen Samuel zu gewinnen. Inmitten des Kreises seiner Bewunderer schwoll Herr von Ostersheim Nefse vor Stolz und Vergnügen; die Schmeicheleien dieser jungen Provinzler kitzelten seine Eitelkeit. Da er im Geldausgeben eine leichte Hand hatte, besaß er bald zahlreiche Freunde, wurde er der Veranstalter aller Vergnügungen, das anerkannte Haupt einer kleinen Truppe.

In diesem großen Fischerhafen, der zu einem Modestrande

geworden, konnten die Vergnügungen der Herren nicht sonderlich vornehmer Natur sein. Wenn es keine Rennen in der Umgegend gab, bestanden sie darin, daß man allerlei schlimme Streiche vollführte, die von Samuel, einem sehr erfinderischen Geiste, erdacht wurden. So wurden beispielsweise im Gange des Gasthofes die Schuhe von Miß Birn, der Gouvernante der jungen Fräulein Vaucresson, zu den Sporenstiefeln des chilenischen Generals Arroyo y Pinta gestellt; oder es wurden

die gierigsten Strandgucker zu einem Rendezvous geladen, bei welchem die erwartete oder ersehnte Dame sich nicht einfand; oder es wurden im Klavier des Kurssaales die Kunstblumen von der Table d'hôte verstreut; oder es wurden schöne Frauen kompromittirt, an welche sonst auch nicht ein Schatten von Verdacht sich heranwagte.

Am Abend mieden die Herren das Kasino, das sie „erbärmlich“ fanden und folgten Samuel in die Gaststube des „Ozean-Kaffeehauses“. Hier konnten sie ihrem jugendlichen Uebermuth freien Lauf lassen. Sie vandalirten nach Herzenslust. Zwei Tengel-Tangel-Sängerinnen und ein Grotesk-Tänzer heulten Gassenhauer vor einem Publikum, das aus Fischern, Schiffseigenthümern, Schwimmlehrern und dergleichen Volk bestand. Es war eine dicke Blonde da, die pikant sein wollte, indem sie mit heiserer Kehle die Couplets eines alten Liedes sang:

Zum Muschelfang
Da geh' ich immer . . .

Dieser Refrain entzückte die Zuhörer. Baron Samuel sang ihn mit seinem Chore mit. Um sich eine Einnahme zu sichern, veranstalteten die Künstler dieses Tengel-Tangel jeden Abend eine Lotterie, indem sie die einzelnen Kartenblätter eines Piquet-Spiels versteigerten. Der Hauptgewinner bekam zwanzig Glas Bier oder ein Paar Hosenträger.

Samuel riß bei der Versteigerung alle Karten an sich. Den Herzönig und die Treff-Dame hatte er einem Thunfischhändler wiederholt durch ein Mehrangebot von fünf Louisdors entrissen. An solchen Abenden wurden alle Gäste des Ozean-Kaffeehauses unentgeltlich mit Getränken traktirt und am folgenden Tage stand dann das Leben der jungen Mädchen, die der Obhut der Schwimmlehrer anvertraut waren, in höchster Gefahr, weil alle diese Schwimmlehrer einen bösen Magenjammer hatten.

Von dieser kleinen Unzukömmlichkeit abgesehen war Samuel das Idol der Bevölkerung; die Aufseherin der Badeskabinen klopfte ihm vertraulich auf den Bauch und nannte ihn „Liebster“.



Eines Morgens behielt Samuel James Frankfurt-Ostersheim einen der vielen Briefe, die ihm die Post gebracht hatte, zurück. Dieser Brief war schwerer als die anderen und dieser Umstand rettete denselben vor dem Feuer.

Es war ein chiffirtes, parfümirtes Billet in einem Umschlag mit Goldrand und abgerundeten Ecken. Dieser Brief enthielt eine Photographie: das Portrait von Fräulein Francine, dem Stern der Operetten-Gesellschaft des Kasinos.

Ihr Brief lautete:

„Ich bin jung, klug und hübsch, bin im Besitze von ziemlich viel Juwelen und schönen Toiletten. Ich sage Ihnen Dieses bloß, weil die Theater-Direktoren ein Gewicht darauf legen und um zu beweisen, daß ich viel gearbeitet habe. Ich habe ein wahnsinniges Verlangen, durch Ihre Vermittlung ein Engagement an einer Pariser großen Bühne zu erlangen. Sie vermögen Alles; dies wird Ihnen daher keine Schwierigkeiten bereiten. Wenn Sie mir eine Zusammenkunft bewilligen, werde ich Ihnen zeigen, was ich kann.“

Seien Sie versichert, Herr Baron, daß ich vor Begierde brenne, Ihnen meinen Besuch zu machen.“

Samuel bedauerte, diesen seltsamen Brief geöffnet zu haben. Die Dreistigkeit dieser Komödiantin, die sich erbötig machte, ihn in seiner Wohnung zu besuchen, verletzte seine Schamhaftigkeit eines Neulings in der Galanterie. Indes behielt er aus Neugierde Brief und Bild.

Als am Abende dieses Tages Samuel und seine Freunde auf der Terrasse des Pastetenbäckers saßen, kam das Gespräch auf die Frauen. Der Baron erzählte seine neueste Geschichte, aber ohne den Namen der galanten Schauspielerin zu nennen; er begnügte sich zu sagen, daß es das schönste Mädchen der Truppe vom Kasino sei. Die Anderen gaben ihrem Erstaunen Ausdruck, indem sie gähnten wie die Aukstern.

Am folgenden Tage, während des Spazierganges am Wellenbrecher, begegneten sie mehreren hübschen Krebsenfängerinnen in kurzem, rothem Rock und weißem Häubchen. Da bemerkte Samuel:

— Wenn ich wollte, könnte ich die chicste Geliebte haben.

Und als sie später an den Stangen vorüberkamen, auf welchem die Netze zum Trocknen aufgehängt waren, wiederholte der Baron, zum zwanzigsten Male seit drei Tagen, sein Lieblingswort:

— Wenn ich wollte, könnte ich die schönste Frau vom Kasino zur Geliebten haben.

— Prahlhans! erwiderte einer seiner Genossen. Warum willst Du nicht?

— Weil eine neue Geliebte immer Pech bringt.

— Wenn es weiter nichts ist, so nimm die Geliebte und laß das Spiel.

— Ich will nicht, entgegnete Samuel.

— Du kannst nicht, sagte der Andere.

— Ich kann nicht? rief der kleine Ostersheim. Ich wette, daß ja!

Die Wetten wurden sofort ausgetauscht. Als Bedingung wurde vereinbart, daß der Baron nur einen Beweis der Will-

fähigkeit der Dame zu erbringen habe und nicht gehalten sei, ein Tête-à-tête mit ihr anzunehmen. Als er nun den Brief und das Portrait vorzeigte, erklärten die Schiedsrichter, daß der Baron die Wette gewonnen habe und daß ein Mann seiner Gesellschaftskreise sich mit ähnlichen Abenteuerinnen nicht einlassen dürfe.

*

Fräulein Francine, die junge, kluge und hübsche Schauspielerin, die sich an Samuel um dessen Schutz gewandt, hatte diesen originellen Plan etwas leichtthin gefaßt. Auf die Nachrichten der lokalen Blätter hin hatte sie dem jungen Manne geschrieben, indem sie sich an den wirklichen Baron Ostersheim, den Freund der Künstlerinnen zu wenden glaubte.

Sie war eine ehrgeizige, feste Person, welche die Macht ihrer Reize kannte und bereit war, sich zu bücken, um vorwärts zu kommen. In Geschäften geht ja oft das Angebot der Nachfrage voraus. Was gab's da Schlimmes dabei?

Francine wohnte nicht im Gasthose, wo die zahlreichen Besuche, welche sie zu empfangen gewohnt war, sicherlich zu allerlei Gerede Anlaß gegeben haben würden. Sie bewohnte das Haus eines reichen Fischers, welches sie für die ganze Saison gemiethet hatte. Große Fischernetze mit braunen Masken maskirten die Fenster und die Thüre dieses Hauses.

Francine war eben von einer langen Probe aus dem Casino zurückgekehrt und ruhte in einem Zimmer des Erdgeschosses aus, als die Hausglocke ertönte. Sie eilte hinaus, um zu öffnen. Ein elegant gekleideter junger Mann, mit weithin schimmernder Hemdbrust, die mit haselnußgroßen Brillanten geziert war, stand vor ihr, in der einen Hand den Hut, in der andern den Stock haltend, den Ueberrock mit hellem Seidenfutter über den Arm geworfen.

— Mein Fräulein, sprach er eintretend, ich bringe persönlich die Antwort auf Ihren reizenden Brief wegen eines Engagements.

— Ach, Herr Baron! stammelte die Schauspielerin in höchster Verwirrung. Und wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt wandte sie sich nach dem Hause und rief durch den Gang ihrer Magd zu:

— Marie! Marie! Ist mein Bett in Ordnung gebracht?

Der junge Mann lächelte über dieses charakteristische Detail eines Nomadenlebens.

Die Kammerfrau antwortete bejahend und Fräulein Francine geleitete den Bankier in ihr Zimmer, das schönste Gelaß des Hauses; Vorhänge von weißem Zig, mit blauen Schnüren eingesäumt, am Bett und an den Fenstern, gewöhnliche Möbel aus gefirnißtem Nußholz; auf dem Kaminsims zwei Vasen und ein Korb von bemaltem Porzellan mit künstlichen Früchten.

— Ich bitte um Vergebung, daß ich Sie in einer solchen Unordnung empfangen, sagte die junge Frau, indem sie einen Sessel zurechtshob; — aber Sie wissen ja, auf dem Lande . . .

— Ja, ich weiß, beeilte sich der Gentleman zu erwidern. Ich weiß aus Ihrem Briefe, daß Sie schön sind und sehe es jetzt mit eigenen Augen. Ich wußte, daß Sie klug sind und

bin jetzt dessen sicher. Sie zählen auf meine Macht, um ein Engagement an einer größeren Bühne zu erlangen; — sprechen Sie, mein Fräulein: bei welchem Theater wünschen Sie anzukommen? Bei der Comédie Française, bei der komischen Oper? Wollen Sie eine erste Rolle beim Variétés-Theater? Sprechen Sie! Das Wort eines Ostersheim ist ein Befehl und vermag Wunder zu thun. Fürchten Sie nicht, zu viel zu verlangen, mein Fräulein; in unserem Hause genügt zu wollen.

Francine war vernichtet, bezaubert, unterjocht. Mit entzückten Augen betrachtete sie diesen jungen Mann, diesen Baron Ostersheim, der für einen Milliardenbesitzer sich so einfach gab und gleich bei seinem ersten Besuch ihr die Wahl ließ, in welchem großen Theater sie ein Engagement haben wolle. Auf dem Gipfel des Glückes angelangt, fand sie kein Wort der Erwiderung. Wie kann man auch einem Manne antworten — dachte sie — der sich mit solcher Anmuth auszudrücken weiß? Sie warf sich dem Besucher an den Hals und küßte ihn, indem sie flüsterte:

— Sie sind ein reizender Mensch!

Mehr fand sie nicht zu sagen; aber sie entschädigte ihn durch Geberden.

Als er sie verließ, sagte sich der junge Mann, daß er mit Begeisterung geliebt sei und daß Francine alle ihre Vorgängerinnen bei ihm übertreffe.

— Ein Wort noch, ehe wir scheiden, hatte der verführerische Milliardenbesitzer ihr gesagt; — ich empfehle Ihnen das absolute Stillschweigen über unser Verhältniß, so lange wir hier sind. Sprechen Sie mit Niemandem von meinem Besuche; ich habe hiefür meine Gründe, die Sie später erfahren werden.

Francine gab ihr „heiligstes Ehrenwort“. Was gibt ein Weib nicht, wenn es auf das Herz und die Börse eines Finanzkönigs zählen kann?

*

Seit jenem denkwürdigen Besuche führte Francine ein Leben, das man nur betäubend nennen kann. Die beiden Liebenden verließen einander nicht mehr. Am Tage gab es liebliche Ausflüge, am Abend die Soireen im Kasino, für Francine wahre Triumphe; sie wurde mit Blumensträußen und Kränzen buchstäblich bedeckt.

Und welch' ein großmüthiger, aufmerksamer, anbetungswürdiger Anbeter war er! Für seine reizende Geliebte plünderte der Baron alle Juwelierläden, alle Kuriositätenhändler des Badeortes. Und wie zart wußte er es anzufangen, sich nach ihren Bedürfnissen zu erkundigen! Er hatte seine eigene Art, ihr Geld zu geben, ohne sie zu verletzen. Das Engagement war abgeschlossen; der Baron sagte es wenigstens. Francine hatte sich für die Opera-Comique entschieden und hatte ein ziemlich vortheilhaftes Anerbieten nach Rußland abgelehnt. Aber ihr Plan war festgestellt. Der Baron gab ihr ein Haus in Passy, versorgte Wagen und Dienerschaft und sicherte ihr eine Jahresrente von hunderttausend Franken zu. Außerdem gab er ihr ein Checksbuch in blanco auf den Crédit Lyonnais, damit sie ihre ersten Einrichtungs-Bedürfnisse decken könne.

Nach Verlauf von acht Tagen einer solchen berauschten Existenz verschwand der freigebige Ostersheim.

Francine, die jetzt ganz ihren Glücksplänen lebte, geduldete sich. Sie entschuldigte diesen Kröfus, daß er sie ein wenig vergaß. Vielleicht bereitete er eine neue Ueberraschung für sie vor?

Doch die Tage verflossen rasch und zahlreich; die Saison näherte sich ihrem Ende und Ostersheim zeigte sich nicht mehr. Francine ward unruhig und eilte nach dem Strandhôtel, um Erkundigungen nach ihrem Geliebten einzuholen.

— Der Herr Baron ist zuhause, wollen Sie im Salon warten, ich will ihn benachrichtigen. So meldete ihr der Haushofmeister.

Fünf Minuten später erschien im Salon ein junger Mann mit verschlafener, übernächtiger Miene, müde und verdrossen.

— Sie haben nach mir gefragt, Madame? sprach er.

— Ich? rief Francine erstaunt. Keineswegs, mein Herr! Ich habe nach dem Herrn Baron Ostersheim gefragt.

— Der bin ich.

— Sie? rief Francine verblüfft. Lassen Sie diesen Spaß! Ich kenne den Baron.

Zu spät besann sich jetzt Samuel, daß ihm dieser Barontitel eine böse Geschichte eintragen könne. Diese Frau war vielleicht die Geliebte seines Oheims; sie konnte ihm bei dem Letzteren übel mitspielen.

— Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? fragte er.

— Ich habe Ihnen meine Karte gesendet, erwiderte Francine trozig.

Das war richtig. Samuel hielt die Karte in der Hand und drehte sie hin und her. Er war nachdenklich geworden; es ward allmählig hell in seinem Gedächtnisse und der Name Francine erinnerte ihn an das verführerische Anerbieten der schamlosen Komödiantin.

— Mein Fräulein, sagte Samuel James geringschätzig; ich wiederhole Ihnen, daß ich der Baron Ostersheim bin und daß ich Sie nicht kenne.

Sprach's und drehte der Niedergedonnerten den Rücken.

*

Fräulein Francine gab sich noch nicht für geschlagen. Sie brachte den ganzen Badeort in Aufruhr. Durch ihre Freunde, durch die Blätter unternahm sie einen wahren Feldzug, welcher schließlich den geachteten Namen Ostersheim kompromittirte.

Samuel mußte zu seinem Verdruß erkennen, daß einer seiner Freunde sich seines Namens bedient hatte, um die Schauspielerin zu verführen. Er zweifelte nicht länger daran, als mehrere ehrenwerthe Geschäftsleute bei ihm erschienen und Rechnungen über Juwelen, Blumen und Phantasie-Artikel zum Begleich bei ihm präsentirten, — Dinge, die er niemals gekauft hatte. Er bezahlte, um nicht lächerlich zu werden und um die Ehre seines Namens zu retten.

Er wäre mit einem blauen Auge davon gekommen, wenn er es nicht mit Fräulein Francine zu thun gehabt hätte, die entriistet darüber, daß sie geprellt worden, ihm öffentlich erklärte, daß man sich nicht ungestraft über sie lustig machen



— Ach, Madame, welch' ein herrlicher Rücken! An der Unbekleidung desselben erspart Ihr Herr Gemahl jährlich ein paar tausend Mark.



— Also, hier, mein Fräulein, sind Sie zuhause? Eine schöne Gegend! Hier möchte ich mir gern Alles von Ihnen zeigen lassen.

dürfe und daß sie nicht das Opfer einer unwürdigen Intrigue sein wolle, an welcher er, Ostersheim, mitschuldig sei. Da er schlimme Streiche begangen hatte, war die weibliche öffentliche Meinung gegen ihn. Die von der alten Garde bedrohten ihn mit den Stielen ihrer Sonnenschirme. Der chilenische General Arroyo y Pinta hielt sich hinter dem Bollwerke der Strohütte und englischen Helme und schürte das Feuer. Er grollte Samuel, weil dieser über den General das Gerücht verbreitet hatte, daß seine Regierung ihn nur deshalb nach Europa gesandt habe, um die chilenische Armee, die er zugrunde richtete, von ihm zu befreien.

Um dem Skandal ein Ende zu machen, zahlte Samuel James der Komödiantin eine Entschädigung für das ausgeschlagene Petersburger Engagement und übernahm außerdem die Pflicht, sie an einem Pariser Theater unterzubringen.

Geld verpflichtet!

Samuel James Frankfurt-Ostersheim hat zu seinem Schaden erfahren müssen, daß der Baron-Titel oft schwere Lasten auferlegt, besonders wenn man verpflichtet ist, die Herzen zu bezahlen, die — ein Anderer gebrochen hat.



Aussprüche berühmter Geister über Frauen, Liebe und Ehe.

Im Alter der Liebe wie im Alter des Lebens lebt man nur noch für die Uebel, nicht mehr für die Freuden.

La Rochefoucauld.

*

Wenn Zwei gleich schön sind, so liebe Beide; — du wirst schon eine satt kriegen.

G. W.

*

Die himmlische Liebe wird von Jenen kultivirt, die in der irdischen — bankrott geworden.

E. F. Kastner.

*

Sag', womit ist zu vergleichen der getäuschten Liebe Pein? — Frag' den Garten, dessen Blumen schneien in dem Frühling ein.

W. Müller.

*

Die Liebe, dacht' ich, wäre was zum essen,
Wie wenn man etwa einen Apfel ißt.
Jetzt, da ich sie gekostet unterdessen,
Weiß ich, daß nicht damit zu spaßen ist.

Italienisch.

*

Die erste Liebe gehört zu jenen Giften, die am schnellsten wirken und für die es kein Gegengift gibt.

E. W. Dettinger.

*

So lange brennt der Weisheit Fackel klar und hell,
Bis schöne Augen winken: dann verlöscht sie schnell.

Indisch.

Gestürzte Flitterwochen.

Humoreske von Ignaz Pauer.

I.

Wäre das gesammte Opernballet in's Kloster gegangen, um dort ein welt- und männerabgeschiedenes Leben zu führen, man hätte nicht mehr überrascht sein können als bei der Kunde von Rudi Gerndran's Verheirathung. Das Unglaubliche, nie für möglich Gehaltene war geschehen: Rudi Gerndran hatte geheirathet!!! Er, der einen solchen Schritt stets als etwas ganz und gar Unnötiges betrachtete, nachdem ja so viele seiner Freunde mit recht annehmbaren Frauen versorgt waren! „Ich kann mich ja an den Rosen erfreuen, ohne sie für mich pflücken zu müssen und mir die Finger dabei zu zerstechen,“ pflegte er zu sagen, und nun, trotz alledem . . .

Rudi Gerndran war wohl schon recht lange in jeder Hinsicht heirathsfähig; was ihn aber bestimmte, diese Fähigkeit erst jetzt auszunützen, ist nie ganz aufgeklärt worden. Mochte es das unschuldsvolle Aussehen seiner jetzigen Gattin sein, das ihn verführte, oder hatten seine bisherigen, bedenklich laxen Sitten eine solidere Basis gewonnen, genug, — Rudi war schon seit acht Tagen verheirathet und hatte diesen Schritt noch keinen Augenblick bereut.

Er, für seinen Theil, hatte ihn gethan, ohne viel zu überlegen. Rasch entschlossen, wie in allen seinen Unternehmungen, hatte er bei Mathildens Eltern um deren Hand sammt Zugehör geworben und von diesen sofort eine bestimmte Zusage erhalten. Die beiden Alten hätten sich am liebsten ebenfalls von Rudi heirathen lassen, wenn dies möglich gewesen wäre, denn sie waren arg verschuldet und hätten Herrn Gerndran's Vermögen gerade brauchen können.

Die Ursache der Unglücksfälle, welche Mathildens Papa so sehr in die Klemme gebracht hatten, war die allzugroße Fruchtbarkeit unter den Mädchen des Stadtviertels, welches den alten Herrn zu seinen Bewohnern zu zählen die Ehre hatte. Wenn irgend eine Jungfrau ganz unvermuthet in die Wochen kam, so wußte sie sich nicht anders zu helfen, als ihn für diesen noch nie dagewesenen Fall zur Verantwortung zu ziehen, ob mit Recht oder Unrecht, wagen wir nicht zu entscheiden. Der Papa wider Willen mußte die Verschwiegenheit aber immer sehr theuer erkaufen und pflegte dann Börseverluste vorzuschützen, um das sich stets erneuernde Defizit seiner Frau gegenüber zu erklären. Was ihn über diese fortwährenden Verluste einigermaßen hätte trösten können, war der schöne Beiname, den er sich in Folge seiner segensreichen Thätigkeit erworben hatte. Man nannte ihn den Vater des Bezirkes und die arglose Gattin freute sich dieses ehrenden Titels, ohne den tiefen Sinn desselben zu ahnen.

II.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, wenn von Seiten der Eltern Alles gethan wurde, Mathilde zu vermögen, den ehrenvollen Antrag Rudis anzunehmen. Das Mädchen zeigte wenig Neigung Frau Gerndran zu heißen, denn sie trug eine andere Liebe im Herzen, welche freilich aussichtslos bleiben mußte. Der Erwählte war ein armer aber hübscher

Ladenjüngling, welcher an Sonntagen die schönsten Gedichte, an Wochentagen aber saure Häringe in kunstvoller Weise zu Papier brachte und kaum im Stande gewesen wäre, auch nur einen halben Kanarienvogel, geschweige denn eine Frau zu ernähren. Auf vieles Zureden entschloß sich Mathilde endlich, den Willen ihrer Eltern zu erfüllen, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Geliebte im Hause ihres zukünftigen Mannes eine Stelle erhalte. Eine Ehe ohne Liebe schien dem braven Mädchen ein Ding der Unmöglichkeit. Der Vater nahm es auf sich, die heikle Sache dem Wunsche der Tochter entsprechend zu ordnen, was dem erfahrenen Manne auch zur allseitigen Zufriedenheit gelang.

Und so finden wir denn Philipp, den armen aber redlichen Dütendreher, als Kammerdiener und Sekretär in Herrn Gerndrans vorzüglicher Chewirthschaft.

Der wackere junge Mann war mit dem Tausche offenbar sehr zufrieden. Seine Berufspflichten, sowohl als Geliebter der Hausfrau wie auch als Sekretär des Gatten erfüllte er getreu, so daß man mit seinen Leistungen beiderseits zufrieden war. Nach erfüllter Pflicht wünschte er nichts mehr als reichlich zu essen und zu trinken und dann wollte er nicht weiter gestört sein.

So verlebten die Drei den Anfang ihrer Flitterwochen in ungestörter Behaglichkeit und es war wirklich recht bedauerlich, daß dieselben in Folge eines betrüblichen Ereignisses nicht ganz programmgemäß zu Ende gehen konnten.

Die Gnädige hatte in Abwesenheit des Hausherrn eine neue Jose engagirt und als Herr Gerndran bei seiner Rückkehr derselben ansichtig wurde, vermochte er einen Ausruf peinlichster Ueberraschung nur mit Mühe zu unterdrücken.

„Bella, was thun Sie hier?“

Ein spöttisches Lächeln zuckte um die Lippen des Mädchens. „Ich bin soeben mit dem Aufräumen fertig geworden, gnädiger Herr!“

„Aufräumen? — hier, bei mir? — Ich verstehe nicht . . .“

„Nun, ich bin das neue Stubenmädchen.“

„Stubenmädchen? — Was soll das heißen?“

„Das fragen Sie? Sie wissen doch, das sind meine besten und liebsten Rollen. Ich habe mir deshalb ein Engagement in dieser Art während der Theaterferien gesucht.“

„Welche Idee!“

„Gefällt sie Ihnen?“

„Und Sie glauben, daß ich mich Ihrer Laune so ohne Weiters füge? Sie werden sofort mein Haus verlassen!“

„Wie Sie befehlen, gestrenger Herr, selbstverständlich aber muß ich vorher der Gnädigen erklären, warum ich meinen eben erst angetretenen Dienstplatz wieder aufgebe, wobei es nicht zu vermeiden sein wird, daß Verschiedenes zur Sprache komme, was Ihnen nicht gerade angenehm sein dürfte.“

Herr Gerndran war klug genug, dies ohne Säumen zuzugeben. „Aber um des Himmels Willen! was wollen Sie nur mit Ihrem sonderbaren Vorgehen bezwecken?“

„Ich verbinde das Angenehme, Sie in Ihrer Häuslichkeit zu beobachten, mit dem Nützlichen, mich in meinem Rollensache zu vervollkommen.“

„Unnötig und überflüssig das Eine wie das Andere!“

„Nicht so laut, lieber Herr! mäßigen Sie Ihre Erregung, wir könnten gehört werden, es dauert ohnehin schon zu

lange, — d'rum schnell noch Eins: die zwei Monate, welche ich bei Ihnen zuzubringen gedente, sollen mich einigermaßen entschädigen für den Verrath, den Sie an mir geübt. Ich habe Ihnen meine Unschuld geopfert, — lachen Sie nicht so dumm! — Sie haben mir versprochen zu heirathen, geheirathet haben Sie, aber nicht mich! — Dafür will ich mich rächen! — Ich werde, so lange ich im Hause bin, jede Gelegenheit benützen Sie zu quälen, Sie werden Alles schweigend hinnehmen müssen und es soll mich höchlich ergötzen, die Gesichter zu sehen, die Sie dabei schneiden. Und nun adieu, mein lieber, kleiner Rudi, — bah — bah — auf Wiedersehen!“

Und fort war sie.

III.

Bella Trollisch, eine kleine Schauspielerin an einem Vorstadttheater, Gerndran's ehemalige Geliebte, hielt Wort. Mit ihrem Einzuge kam eine böse Zeit, nicht nur für den Hausherrn, sondern auch für den Sekretär. Mit kundigen Blicke hatte Bella die Verhältnisse bald durchschaut und unterließ es nicht, nach allen Seiten Mißtrauen zu säen. Ihr Rachegefühl fand sich befriedigt, da sie entdeckte, wie ihr früherer Liebhaber hintergangen wurde, und sie machte sich ein Vergnügen daraus, ihn durch unzarte Anspielungen auf das sprossende Geweih aufmerksam zu machen, während sie andererseits Frau Mathilde unterstützte, damit der Hauptschmuck ihres Gatten zu möglichster Vollkommenheit gelange. Aber auch Mathilde sollte ihr Liebesglück nicht ungetrübt genießen, denn ohne sie wäre heute Bella an ihrer Stelle, so glaubte diese wenigstens. Sie machte es sich daher zur Aufgabe, den Herrn Sekretär vom Pfade der Treue, — dieser schönen Tugend — abwendig und auf ihre eigene kleine Person aufmerksam zu machen.

Philipp, von seinem früheren Berufe an Abwechslung gewöhnt, fühlte sich außerordentlich geschmeichelt, eine so schöne Eroberung gemacht zu haben. Zum ersten Male in seinem syrupdurchtränkten Leben dachte er nach. Das Resultat dieser außerordentlichen Operation war der Entschluß, von jetzt an noch mehr zu essen als bisher, um für alle Anforderungen, die im Laufe der Begebenheiten vielleicht an ihn gestellt würden, jederzeit gerüstet zu sein. Philipp gratulirte sich im Stillen und setzte sich dann zu Tische.

Herr Gerndran brütete Rache und konnte keinen Bissen hinunterbringen, Frau Mathilde fürchtete für ihre Liebe und verlor den Appetit, Bella amüsirte sich königlich und fühlte sich so gesättigt; Philipp schüttelte schweigend das lockige Haupt und aß für Alle.

Doch, so konnte es unmöglich lange bleiben. Die Situation war unhaltbar geworden und Bella sorgte daher für einen endgiltigen Abschluß. Ihre Rolle neigte sich zu Ende und sie mußte einen effektvollen Abgang haben. Herr Gerndran sollte sich mit eigenen Augen überzeugen, wie ihn seine Frau mit dem Sekretär betrog.

IV.

Die beiden Liebenden feierten ihre Schäferstunden gewöhnlich im sogenannten „blauen Zimmer“, welches auf der anderen Seite des Hauses, am Ende eines langen, dunkeln Korridors gelegen war. Dort kamen sie zusammen, wenn Herr Gerndran seinen Klub aufsuchte.

Eben wollte dieser wieder das Haus verlassen, als ihm Bella entgegentrat. Sie winkte ihm schweigend, ihr zu folgen und huschte vorüber. Erst zögerte er, doch als sich das Mädchen noch einmal unwandte, besann er sich und lenkte seine Schritte nach dem Korridor, in welchem Bella verschwunden war. Seine Führerin zog ihn mit sich in eine Fensternische und gebot Schweigen.

„Was sind das für Poffen, Bella?“

„Poffen? jawohl — für mich; für Sie, mein Allertheuerster, aber ein Trauerspiel, — doch horch!“

Leise Schritte wurden vernehmbar und bald erschien Philipp am Eingange des Korridors. Er bog vorsichtig um die Ecke und schlich dann an den Beiden vorbei, bis zur Thüre des blauen Zimmers am Ende des dunkeln Ganges. Dort klopfte er leise. Keine Antwort. Er wartete eine Weile und nachdem auf wiederholtes Pochen drinnen Alles ruhig blieb, begann er ungeduldig zu werden und die Thüre etwas kräftiger zu bearbeiten. „Thildchen, bist Du da? — mach' doch auf, — ich bin's — Philipp — —“

Da wurde es drinnen lebendig. Man schob einen Riegel zurück, der Schlüssel wurde gedreht und der Einlaß Heischende machte sich bereit, der ihm Deffnenden in die Arme zu sinken, — doch — der Schrecken lähmte seine Glieder; — nicht die Geliebte, sondern ein kräftig gebauter Mann mit einem gewaltigen Schnurbart und etwas derangirter Toilette trat auf die Schwelle. Hinter ihm war Mathilde sichtbar.

Die beiden Zuschauer in der Fensternische standen wie gebannt, eine solche Entwicklung hatte keines von ihnen erwartet.

Bella war Diejenige, die sich am raschesten in der Situation zurecht fand. Sie brach in ein Gelächter aus, das gar nicht enden wollte. Ihre Rache war über alle Erwartung gelungen. Herr Rudi war nicht nur betrogen, sondern auch lächerlich gemacht. Riesengroß wuchs in ihrer Achtung Frau Mathilde, die mit Einem Schlage den Gatten und den Geliebten — gehörnt hatte.

Auf des Mundes Purpur . . .

Auf des Mundes Purpur liegen
Tausend Küsse Dir —
Leicht will sich Dein Köpfchen wiegen —
Und Du blickst nach mir.

Soll ich wohl die Küsse naschen,
Die Dein Mündchen zeigt?
Dann muß ich Dein Köpfchen haschen
Und das ist nicht leicht.

Ach, auf Deines Busens Wellen
Tanzt ein Veildjenstrauß —
Ueber diesem schau'n die schnellen
Aenglein keck hinaus!

Hat Dein Mund mich hingezogen,
So gelingt Dein Scherz;
Denn auf Deines Busens Wogen
Strandet schon mein Herz!

F. H. Kanowski.



Wunderbar.

Sachse (Handwerksbursch): „Entschuld'chen Sie, mei lutes Herrchen, würden Sie mir gietigst sachen, wo hier in Berlin mei Freund, der Willem Schulze, wohnt?“

Berliner: „Ja Männeken, welchen Schulze meenen Sie denn?“

Sachse: „Eiherrjemensch! Da giebt's am Ende gar mehrere hier?“

W. Sch.

*

Ein ahnungsvoller Engel.

Fahrgast (eilig): „Hier ist die doppelte Taxe; fahren Sie möglichst rasch — ich muß zur Bahn!“

Kutscher: „Jawohl — — Herr Kassierer!“

W. Sch.

*

Selbsterkenntniß.

Förster: „Halt, schießen Sie nicht! Sie treffen mich ja sonst!“

Sonntagsjäger: „Bitte, nur keine — Schmeichelei!“

W. Sch.

*

Einfach.

„Herr Lieutenant, Sie haben um die Hand meiner Tochter angehalten — Sie haben aber Schulden —“

„Oh — wenn ich Ihr Schwiegersohn werde, haben Sie die Schulden.“

Gw-r.

*

Erkannt.

„Du Männchen, den einen Gefallen thu mir, und schieße, wenn Du wieder auf die Jagd gehst, keinen Hasen mehr, der schon riecht!“

Gw-r.

*

Allmacht der Liebe.

Frau von Bréges sprach mit Vorliebe von der Allmacht der Liebe. Die polnischen Gesandten, die Maria von Gonzaga für ihren Herrn heimholen sollten, gefielen ihr sämtlich ganz außerordentlich.

„Was halten Sie denn von diesen Fremden?“ fragte Anna von Oesterreich.

„Sie sind sehr galant!“ antwortete Frau von Bréges.

„Verstehen Sie denn ihre Sprache?“

„Kein Wort. Aber was thut das auch? Wenn ein Trofese von Liebe zu mir spräche, ich würde ihn verstehen.“

Gw-r.

(9)

Goffenblume.

Roman von Emile Blain.

Olga Raschitoff und Jeannine Delion waren von mittelmäßiger Schönheit, aber geistvoll und durchaus darnach angelegt, daß man in ihrer Gesellschaft einen Abend sehr angenehm verbringen konnte. Marion aber war ohne Zweifel die Perle dieses Trio, sowohl vermöge ihrer Schönheit, als vermöge ihrer vollkommenen Toilette und ihrer anmuthsvollen Zurückhaltung.

Um drei Viertel auf neun Uhr stieg sie vor dem Variétés-Theater aus dem Wagen.

Schon in der Vorhalle des Schauspielhauses begegnete sie mehreren ihrer Anbeter, die sie bis zu ihrer Loge geleiteten, wo ihr Eintritt Aufsehen erregte.

Sie hatte für diese Gelegenheit eine prächtige Toilette angelegt, cremefarben mit Goldstickerei und Smaragdperlen verziert.

Penavaire war da; er hatte einen Orchester-Fauteuil inne. Er wandte sich um, wie die anderen Zuschauer, um die Eintretende zu betrachten und zu bewundern, aber er erkannte Marion nicht.

Sie sah ihn übrigens nicht.

Marion schien sich nicht im Geringsten um Das zu kümmern, was auf der Bühne vorging; das Gespräch ihrer Freundinnen schien ihr um Vieles interessanter.

Während des sehr kurzen Zwischenaktes ging Penavaire nicht hinaus; sondern er erhob sich, wandte der Scene den Rücken und musterte durch sein Glas den Saal.

Seine Blicke blieben auf Marion haften . . .

Plötzlich erbehte er.

Er glaubte die junge Bretonin erkannt zu haben, war aber seiner Sache nicht sicher. Sie hatte sich aber auch sehr verändert!

Auch Marion hatte ihr Glas zur Hand genommen und suchte. Sie fühlte, daß Derjenige, den sie suchte, da sei, und die Aufregung, die sie bei dem Gedanken empfand, daß sie ihn bald sehen werde, trübte ihr Sehvermögen.

Plötzlich ward ihr Athem keuchend; ihre Brust hob sich stürmisch, das Blut strömte ihr in die Wangen, der kalte Schweiß trat ihr auf die Stirne und ein Frösteln überlief ihren ganzen Leib.

Er war da.

In den Läusen der Operngläser hatten ihre Blicke sich begegnet und das war wie ein Blitz.

Durch das Aneinanderprallen der Gesichtsstrahlen allein hatten sie sich erkannt und hatte Marion dabei nur das Gefühl von Schmerz und Rache, so hatte Penavaire eine Art Triumph und Begierde zugleich empfunden.

Der Mann, der dort stand, war der Erste, der ihr gesagt hatte: „Ich liebe Dich“ — und er hatte sie feige in den Abgrund der Schande und Verworfenheit gestoßen.

Diese Frau, so reizend und so elegant: er hatte sie vor jedem Anderen besessen; er war die Ursache ihrer gegenwärtigen Existenz und er würde ein sehr großes Vergnügen em-

pfunden haben, sie abermals zu besitzen, umgeben von ihrem Luxus, von ihrem Wohlstande.

Die Erregung Marions war so stark, daß sie die Porzette nicht länger vor den Augen zu halten vermochte; ihre Hand sank in ihren Schoß; sie lehnte sich zurück und verbarg ihre Verwirrung hinter ihrem Fächer.

Penavaire glaubte diese Verwirrung sich erklären zu können; sie war ja so natürlich. Und für ihn bedeutete diese Verwirrung, daß Marion ihn noch immer liebte.

Während des ganzen Abends ließ Penavaire die Loge seiner ehemaligen Geliebten nicht mehr aus den Augen. Allein, Marion that, als würde sie anderswohin schauen, als nach der Seite dieses Mannes, den sie haßte mit einem Haß, welcher plötzlich Form und Gestalt angenommen hatte; diese Form war die Rache, die Vergeltung des Verbrechens durch das Verbrechen, des Leides durch das Leid, des moralischen Todes durch den physischen Tod.

Beim Verlassen des Theaters schritt Marion auf ihren Wagen zu; sie war dessen sicher, daß Penavaire ihr folge.

Der Weinhändler verabschiedete sich von seinem Geschäftsfreunde, stieg in einen Fiaker und hieß den Kutscher dem Wagen folgen, in welchem seine ehemalige Geliebte saß.

Marion hatte über alle Erwartungen gut gerechnet.

Er war erstaunt, dann geblendet, entzückt gewesen.

Penavaire kannte nun die Wohnung Marions und suchte schon am folgenden Tage sie auf.

Er schob dem Hausmeister einen Louis in die Hand und erhielt von demselben alle Auskünfte, die er nur immer wünschen konnte. Einige Minuten später läutete er an der Thüre der jungen Frau.

Die Kammerfrau öffnete und geleitete den Besucher in einen kleinen Salon, wo er fast eine Viertelstunde warten mußte.

Endlich erschien Marion, kokett in einen Schlafrock von blauer Peluche gehüllt.

Beide schwiegen anfänglich. Dann näherte sie sich langsam, ruhig, bleich vor Aufregung, begehrenswerther denn je, mit gesenkten Augen und mit jener Würde, die so gut zu ihren regelmäßigen Zügen und zur Reinheit ihres Antlitzes paßte.

Penavaire vermochte den tiefen Eindruck nicht zu verbessern, welchen das verführerische Mädchen auf ihn machte.

Er ging gerade auf sie zu und streckte ihr die Hände entgegen.

— Marion! rief er, Du bist anbetungswürdig und ich war ein Thor, Dich verkannt zu haben!

— Verkannt? entgegnete sie mit einem bitteren Lächeln.

— Zürnst Du mir etwa noch immer? Nein, nicht wahr? Daß ich Dich verließ, war übrigens zu Deinem Wohle . . .

— In der That, ich sollte Ihnen dafür dankbar sein, sagte sie munter. Ja, ich bin glücklich, sehr glücklich. Und ohne Zweifel habe ich Ihnen dieses Glück zu verdanken.

— Mein Gott, wenn ich Dich bei mir behalten hätte, wären wir heute noch in Brest oder in diesem Nest Morlaix. Niemals hättest Du dort unten gefunden, was Du hier erreicht hast.

— Das ist wahr; aber ich hätte dort vielleicht einen guten Gatten gefunden, während ich heute nichts bin als ein Freudenmädchen, eine Buhlerin, die aus den Armen eines

Mannes in diejenigen eines anderen Mannes fliegt und Beide verachtet.

Penavaire zuckte mit den Achseln.

— Also, Du möchtest jetzt ein ordentliches Leben führen?

— Warum nicht?

— Du setzt mich in Erstaunen . . . Macht Dein Liebhaber Dich etwa nicht glücklich?

— Mein Liebhaber ist der reizendste Mensch: jung, hübsch, liebenswürdig. Ich habe kaum Zeit, einen Wunsch auszusprechen und sehe ihn schon erfüllt. Er läßt mir volle Freiheit zu thun was ich will, und er hat Recht, denn ich könnte einen Mann nicht betrügen, der volles Vertrauen in mich gesetzt hat.

— Wirklich? Ah! das ist ärgerlich.

Penavaire sagte Dies fast lachend, wie ein Mann, der sich zum ersten Male einer Frau mit leichten Sitten gegenüber befindet.

Marion, die ruhig und überlegt ihre Rolle spielte, aber ihr Blut in Gährung kommen verspürte, sagte naiv:

— Warum denn?

— Warum? Weil ich in der Gewißheit hieher gekommen bin, daß Du mir nicht mehr nachträgst, daß ich Dich verlassen habe. Ich hatte sogar die feste Absicht, Dich zu einigen fröhlichen Unterhaltungen einzuladen während der zwei, drei Wochen, die ich in Paris noch zubringen werde.

— Umso schlimmer . . . denn Das ist nicht möglich. Davon abgesehen, daß ich nicht Ihre und seine Geliebte zugleich sein möchte, hat er mir angekündigt, daß er in den nächsten acht Tagen mir das kleine Hôtel der Léonie Lefranc, in der Avenue des Champs Élysées gelegen, kaufen und prächtig einrichten wolle. Und glauben Sie mir, daß er in Sachen der Eleganz sich auskennt.

— hm, da ist er nicht allein.

— Vielleicht . . . In allen Fällen würden Sie es ihm nicht gleichthun können, und obgleich Sie jetzt reich sind, wie man mir sagt, würde Ihr Vermögen nicht dazu ausreichen, um einer Frau, wie ich bin, zu gestatten, daß sie standesgemäß lebe.

— Ach, Du glaubst, ich könnte nicht wetteifern mit . . .

— Ich bin dessen sicher.

— Nun denn! rief Penavaire erstaunt und entzückt zugleich von dem stolzen Betragen Marions, — ohne das Vermögen dieses seltenen Vogels zu kennen, kann ich doch leicht an Freigebigkeit mit ihm wetteifern.

— Das ist leicht gesagt . . .

— Höre, Marion! Seit dem Tage, da ich in Deinem Interesse auf Deine Reize verzichten zu sollen glaubte, habe ich keinen Augenblick aufgehört, an Dich zu denken. Heute habe ich Dich wiedergefunden, schöner, vollkommener als ehemals. Du bist eine vollständige Frau. Ich bin reich genug, um alle Deine Launen zu befriedigen. Suchen wir nicht, einander zu überlisten. Du verstehst mich. Willst Du wieder meine Geliebte werden?

Sie zögerte . . . Der Angriff war geradeaus geführt . . . Sie wußte ihrer Physiognomie einen Ausdruck tiefen Leides zu geben; ihr Busen hob und senkte sich in stürmischer Bewegung, sie ließ den Kopf sinken.

— Ach, Marion! rief Penavaire. Ich hatte es wohl errathen. Du liebst mich noch.

Die junge Frau führte die Hand an ihr Herz; ihre Beine zitterten.

Die Komödie war vollkommen.

— Ja, hauchte sie matt.

Da näherte sich Penavaire rasch, um die Sinkende zu stützen. Er fing sie in seinen Armen auf und küßte sie auf eine Wange. Doch konnte er seine Sinne nicht lange meistern; berauscht von der Schönheit und den Reizen dieses verführerischen Mädchens verzehrte er sie schier mit seinen Küßten.

Marion wehrte sich nicht; sie suchte nicht der Umschlingung dieses Mannes zu entkommen, den sie aus tiefster Seele haßte.

Doch trotz seiner Anstrengungen konnte Penavaire den letzten Besitz nicht erlangen: Marion wollte nicht.

Erschöpft und wahnsinnig vor Begierden, preßte er einen letzten Kuß auf ihre Lippen und ließ sie los.

Wüthend griff er nach seinem Hute und entfloh, indem er zurückrief:

— Du sollst das Hôtel der Léonie Lefranc haben und ich werde es möbliren. Auf Wiedersehen, Marion! Nimm von dem Andern nichts an, ehe Du mich gesehen. Auf Wiedersehen! Und er eilte davon.

Jetzt richtete Marion sich auf; ein Lächeln des Triumphes erhellte ihre Züge.

Endlich kam die Rache!

X.

Marion wußte aus den Auskünften des Agenten Arthur Dupoulain, daß das Vermögen Penavaire's, zwar rasch erworben, doch die Höhe von einer Viertelmillion Franken nicht überstieg.

Dies war im Grunde sehr gewöhnlich und berechtigte ihn keineswegs dazu, den Krösus zu spielen.

Aber wenn man bedenkt, daß er erst vor einem Jahre sein Haus vollends ausgezahlt hatte, daß er einen bedeutenden Kredit genoß und daß die ganze Bretagne sich bei ihm mit Wein versorgte im Großen wie im Kleinen, wird man begreifen, daß er sich für verhältnißmäßig reich und für sehr glücklich schätzte.

Er war denn auch ein wenig betäubt von dem Erfolge. Die so rasch durchlaufene Bahn eröffnete ihm endlose Gesichtskreise; er sah sich als Millionär, ehe fünf Jahre um sein würden, — er, der in seinen kühnsten Träumen nicht mehr gehofft hatte, denn einen bescheidenen Wohlstand und ein sorgenfreies Alter nach vielen Jahren mühevoller Arbeit.

Zweimalhundertfünfzigtausend Francs! Was ist das? Ein Obolus, ein Tropfen Wasser. Allein, der Zukunft sicher, sagte sich Penavaire nicht ohne Grund, daß nachdem seine Einkünfte mit jedem Monate wuchsen, er wohl einige Zeit hindurch einen Theil dieser Einkünfte für seine Vergnügungen und für Marion verwenden dürfe.

Jeden Tag kam er, um sich nach dem Wohlergehen des herrlichen Mädchens zu erkundigen. Marion empfing ihn noch immer kühl, behandelte ihn als Prahlhans, verhöhnte seine küh-

nen Ansprüche, erregte seine Eifersucht und seine Eitelkeit eines Emporkömmlings.

Acht Tage waren verflossen, als eines Morgens Penavaire triumphirend und mit strahlender Miene eintrat.

— Es ist geschehen! rief er, die Arme nach ihr ausstreckend. Da ist der Akt, welcher Dich zur Eigenthümerin des von Dir gewünschten Hauses macht.

Sie ließ sich umarmen und nahm ihm das Schriftstück aus den Händen, um es still zu lesen.

In der That: der Akt war auf ihren Namen ausgefertigt und Penavaire verpflichtete sich, den Kauffchilling von 140,000 Francs in Theilzahlungen binnen einer Frist von anderthalb Jahren zu entrichten. Er leistete eine Anzahlung von 10,000 Francs, 50,000 Francs waren binnen zwei Wochen zu bezahlen, der Rest in drei halbjährigen Raten.

— Es ist gut, sagte sie lächelnd, ich gehöre Dir, ich verlange nur acht Tage, um einen Vorwand zum Bruch mit meinem Liebhaber zu finden. Während dieser Woche wirst Du das Haus einrichten lassen; dann werde ich diese Wohnung verlassen, um mit Dir mein Hôtel zu bewohnen. Ach, wie danke ich Dir! Ich zürne Dir nicht mehr für Das, was Du mir einst zugefügt hast.

— Wirklich?

— Ach, ich habe viel gelitten und Du warst mir wahrhaftig eine kleine Genugthuung schuldig.

— Ja, ich war sehr strafbar und oft habe ich bereut, Dich so verlassen zu haben.

— Verlassen! Ach jenes Haus in der Rue Saint-Benoit zu Rennes! Wenn ich daran denke! . . . Welche Schmach! welche Niedertracht!

— Still! denke nicht mehr daran! Du bist jetzt Hauseigenthümerin.

— Und ich liebte Dich so sehr, hatte ein unbegrenztes Vertrauen zu Dir. Wie hattest Du den Muth, mich dermaßen in die Schande zu stürzen? Freudendirne zu einem Franc! und ein Glas Wein über den Kauf.

Er lachte über diese Bemerkung; dieses Glas Wein, das für einen Franc außer der Dirne gegeben wurde, amüsirte ihn.

— Ja, die Konkurrenz drückt die Preise erstaunlich herab, sagte er.

Diese rohen Späße belustigten Marion keineswegs, vermehrten vielmehr ihren Haß und ihre Rachegefühle gegen diesen Glenden, der Alldies drollig fand und sich über dieses arme Mädchen belustigte, das er ganz unschuldig in seine Gewalt bekommen und dann feige in die tiefste Schmach gestürzt hatte, indem er aus diesem anmuthigen Kinde, das für die wahre Leidenschaft, für die reine Liebe geschaffen war, mit einem Schlage eine Vergnügungs-Maschine, ein Werkzeug zur Befriedigung der Fleischeslust betrunkenen Soldaten machte.

Und er war erstaunt, sie heute noch als die Nämliche wiederzufinden, sehr verschönt und verführerischer als jemals. Eine Gossenblume mit einer Krone von zarten Rosen, mit einem goldenen Herzen, mit lieblichen und durchdringenden Düften.

Die Nachricht von dem Ankaufe des Hôtels hatte sie kühl aufgenommen und ganz kühl ging sie daran, ihre Uebersiedlung zu bewerkstelligen.

Der Bruch mit Loustagan war leicht; er ward herbeigeführt durch einen Brief, welchen Marion an sich selbst mit verstellter Schrift geschrieben und der Liebhaber aufgefangen hatte.

Der junge Mann glaubte, daß seine Geliebte ihn schon seit langer Zeit betrüge, und nach einer heftigen Eifersuchts-Szene, in welcher der Mediziner, der sonst sehr geduldig war, sich so weit vergaß, die Hand gegen sie zu erheben, schieden sie von einander.

Zwei Tage später hatte sie sich in ihrem Hôtel eingerichtet.

Da setzte sie das tolle Leben fort, das sie seit bald einem Monate führte. Um die Einweihung des Hauses zu feiern, gab sie ein wunderbares Fest, von welchem die ganze Presse großartige Berichte veröffentlichte. Berühmtheiten der Schriftsteller- und Künstlerwelt waren da und elegante Frauen des excentrischen Tout-Paris.

Penavaire, den sie ihren intimsten Freunden und Freundinnen vorstellte, war davon dermaßen geblendet, daß er erklärte, Paris nicht mehr verlassen zu wollen. Völlig durch Marion gefangen genommen, kehrte er in seinen Gasthof nicht mehr zurück und ließ seine Familie ohne Nachrichten.

Mit den schlauesten Künsten wußte die Courtisane seiner Eitelkeit zu schmeicheln und ihn mit Zeichen einer tiefen Zärtlichkeit derart zu fesseln, daß er sich ihren Armen nicht mehr zu entreißen vermochte.

Weshalb hielt sie ihn dermaßen fest? War es wegen des Geldes? aus Habgier?

Nein, gewiß nicht. Aber sie hatte herausgefunden, durch welche moralische Leiden sie an diesem Menschen sich zu rächen beginnen würde, durch den sie an Leib und Seele so viel zu leiden hatte; und sie suchte nun, durch welche körperliche Leiden sie ihn strafen, brandmarken sollte, wie er ihr den Stempel der Verworfenheit aufgedrückt hatte, indem er sie der Bestialität der Männer als Beute hingeworfen hatte.

Sie dachte an nichts Anderes mehr. Das war eine fixe, sie immerfort aufstachelnde Idee, ein Fragezeichen, das unablässig ihren Geist beschäftigte.

Einstweilen drängte sie ihn, ohne daß er es merkte, zu Ausgaben, deren Unablässigkeit sie zu immer größeren Beträgen anwachsen ließ.

Er hatte von seinem Notar in Brest fünfzigtausend Francs sich kommen lassen unter dem Vorwande, daß er in einem großen Geschäfte engagirt sei, wo er einen großen Vorschuß erlegen müsse.

Einige Briefe seiner Frau versetzten ihn zwar in eine trübselige Stimmung, so daß er Paris verlassen zu wollen erklärte, wo er seinen Ruin herankommen fühlte. Allein, die Küsse und betäubenden Liebkosungen Marions hielten diesen sinnlichen Menschen fest. Es war um ihn geschehen; er dachte nur mehr daran, gedankenlos dahin zu leben in den einschläfernden Armen dieses zauberischen Weibes, das ihn die ganze Welt vergessen ließ.

Und Marion lachte nervös, zufrieden mit ihrem Werke, das sie unbarmherzig zu dem düsteren Ende führen wollte, welches ihre krankhafte, überreizte Einbildungskraft eronnen hatte.

Es war schrecklich! . . . Und sie zögerte! . . .

Für die Rache, die sie erträumt hatte, mußte sie ihre Frische, ihre Schönheit, vielleicht ihr Leben opfern; denn sie

konnte den erfundenen Plan wohl durchführen, aber konnte sie auch die Folgen voraussehen?

Und sie war vielleicht schon im Begriffe, darauf zu verzichten, als Penavaire, den Bitten seiner Frau nachgebend und um einen Theil der Bresche auszufüllen, die er in sein Vermögen gelegt hatte, ihr eines Tages ankündigte, daß er binnen einer Woche Paris verlassen werde.

Nun war ihr Entschluß gefaßt . . . Sie konnte und wollte ihre Rache nicht fahren lassen . . .

. . . Eines Abends trat sie in einen Gasthof dritten Ranges am Arme eines noch jungen Mannes, der sich aber nur mühsam mit Hilfe eines Stockes fortschleppte . . .

Eine Stunde später verließ sie den Gasthof wieder und warf sich in einen vorüberfahrenden Miethwagen.

Als der Wagenschlag sich hinter ihr schloß, brach sie in Thränen aus. Schluchzend und mit gerötheten Augen kehrte sie in ihr Haus zurück.

— Welcher Abscheu! welche Niedertracht! wiederholte sie ein um das andere Mal unter Thränen.

Es war geschehen. Marion, die Frau in der Mode, deren herrlichen Leib man in den ausgeschnittenen Gesellschaftsroben bewunderte, die sich aus ihrem Haar einen königlichen Mantel machen konnte, deren Perlenzähne seit einem Jahre den Reichthum Loustagaus und Penavaires zermalmten, — die schöne Marion hatte ihren Leib vergiftet; ihre Haare sollten bei jedem Strich mit dem Kamm ausfallen, ihre Zähne aus ihrer herrlichen Fassung sich lösen, ihr ganzer Körper sollte das Schandmal der abscheulichsten Lustseuche tragen.

Welch' schmähliche Zukunft!

In ihrer Verzweiflung, bei dem Gedanken an dieses Gift, das nunmehr in ihr gährte, das sich ihrem Blute mittheilen sollte, fehlte nicht viel und sie wäre schnurstracks in den Tod geeilt.

Doch nein! sie wollte nicht sterben, ehe sie gerächt war!

Und sie hielt denn Penavaire noch eine Woche zurück und tödtete ihn mit ihren Liebkosungen und ihrer tödtlichen Liebe, die mit jedem Augenblicke wilder und heftiger wurde.

Als sie endlich sicher war, daß sie ihm die Seuche mitgetheilt hatte und daß auch er davon zerfressen werden sollte, langsam und sicherer als sie, die sich schon vom nächsten Tage angefangen pflegen konnte, da ließ sie ihn ziehen.

XI.

Penavaire reiste ab, nicht ohne Kummer; denn die Tage fleischlichen Rausches, die er soeben mit Marion durchlebt hatte, ließen es ihn zweifach bedauern, daß er genöthigt war, sie zu verlassen. Der Erbärmliche wußte nicht, daß jede dieser Freuden für ihn ein Jahr mehr der grausamen Leiden bedeutete.

Schluchzend kehrte er zu seiner Frau zurück. An seinem müden Antlitze, an seinen fiebernden Augen konnte sie sehen, welch' ein unordentliches Leben er habe führen müssen. Die tiefe und aufrichtige Liebe, welche sie für ihn empfand, erfüllte ihr Herz mit Eifersucht und sie bemühte sich, ihn ganz wiederzugewinnen, ihn in ihren Armen die Liebkosungen der Weiber vergessen zu lassen, die er in Paris kennen gelernt hatte.

In seinem überreizten Zustande genoß Penavaire eine nicht minder große Wonne in ihren Armen.

Eines Morgens — er war seit zwölf Tagen aus Paris zurück — kam er aus dem Bade. Seine Frau war erstaunt über seine Traurigkeit und zugleich über seine Brutalität; sie machte ihm hierüber eine Bemerkung.

Er antwortete nicht, sondern sah sie scharf an, als hätte er sie einer schlimmen Handlung verdächtigt. Er hatte die ersten Anzeichen einer schmählischen Krankheit entdeckt und hatte — gleichsam selbstverständlich — seine Frau als Urheberin derselben beschuldigt. Dies erklärte seine Kälte und seine Rohheit gegen sie.

Was sollte er thun? Warten? Jemehr er warten würde, desto schwieriger wäre es, den Fortschritten der Krankheit Einhalt zu thun.

Welchem Arzte sollte er sich anvertrauen? Wem würde er seine Vermuthungen mitzuthemen wagen und wem verrathen, daß er seine Frau verdächtige?

Zum ersten Male kam er da auf den Gedanken, daß, im Gegentheil, vielleicht Marion es sei, die ihn vergiftet hatte.

Ja, die Glende! Wenn sie es wäre, würde er sie tödten!

Nach einer Woche war ihm kein Zweifel mehr möglich und er konnte das Uebel in seiner ganzen Schwere ermessen. Da erinnerte er sich, daß einer seiner ehemaligen Schulkameraden Marine-Wundarzt sei; diesem wird er sich zu eröffnen wagen.

Der junge Arzt redete ohne Umschweife; nachdem er ihn untersucht hatte, sagte er ihm:

— Mein lieber Penavaire, Du mußt Glück haben, wenn Du davon kommen willst.

— Ist's so ernst?

— Du bist im schwersten Grade angegriffen. Doch à propos, und Deine Frau?

— Ja, auch sie, erwiderte er nach einigem Zögern. Ich glaubte sogar einen Augenblick, daß sie es sei, die mich in diesen Zustand versetzt hat und daß sie während meiner langen Abwesenheit von Brest ehebrecherische Beziehungen mit einem unsauberen Manne hatte.

Von diesem Tage angefangen begann für Penavaire eine fürchterliche Existenz. Seine Frau, die ebenfalls als schwer krank erkannt wurde, hatte einen tiefen Haß, eine unüberwindliche Verachtung gegen ihn gefaßt. Bei lebendigem Leibe sah er Wochen und Monate lang die Zerfetzung seines Blutes mit an. Er war ein Gegenstand des Ekels für Alle. Sein armes Weib blieb in ihrem Zimmer eingeschlossen und weinte unaufhörlich. Inzwischen gerieth das Geschäft in Unordnung, die Schulden häuften sich und es schwand der Kredit.

Ach! Marion war bitter gerächt! Sie wußte es übrigens, denn das Auskunftsbureau „Veritas“ hielt sie auf dem Laufenden von Allem, was in Brest vorging, und sie bereute ihre That nicht, da sie den Glenden damit gestraft, womit er gesündigt hatte.

Auch sie verblieb jetzt eingeschlossen in einem kleinen Zimmer, wo sie Niemanden empfing. Sie verbrachte ihre Zeit damit, daß sie an Jacob schrieb, dem für seine gute Aufführung ein Theil seiner Strafe nachgesehen werden sollte.

Sie hatte Alles verkauft, ihr Hôtel, ihre Pferde, ihre Wagen, einen Theil ihrer Möbel und nun lebte Marion, das Modeweib, zurückgezogen, umgeben von ihren Arzneien.

Obgleich sie das Uebel gleich zu Beginn bekämpft hatte, war die Gewalt des Giftes doch eine so große, daß sie mehr als sechs Monate zur Heilung brauchen würde, hatte der Arzt gesagt.

Eines Morgens ward an der Thür geläutet. Marion ging hinaus, um zu öffnen.

— Jacob! Jacob! rief sie. Oh, welches Glück!

— Ja, ich bin's, Marion. Ich wurde gestern in Freiheit gesetzt und eilte sogleich zu Dir.

Und er streckte die Arme nach ihr aus, um sie zu küssen. Aber sie drängte ihn sanft zurück.

— Nein, nein, küsse mich nicht, sagte sie.

— Wie, Du willst mich nicht küssen . . . nach so langer Abwesenheit? . . .

— Ach, ich bin schwer krank; betrachte mich doch.

— Oh!

— Verurtheile mich nicht, ehe Du mich gehört hast.

Und sie erzählte ihm Alles: Penavaire's Reise, ihr Zusammentreffen mit ihm und dann ihren Racheakt, dessen erstes Opfer sie selbst war.

— Ach, Das ist abscheulich! rief Jacob.

— Gräme Dich nicht, mein Geliebter, flehete sie. Jetzt hat die Sache nicht viel mehr zu bedeuten; in kurzer Zeit werde ich hergestellt sein. Du liebst mich doch, nicht wahr? Ach, bleibe hier, ich bitte Dich! Sieh, ich liege zu Deinen Füßen . . . Ich bin mehr zu beklagen, als zu tadeln.

Und Jacob blieb.

— Ich selbst will Dich pflegen, sagte er. Aber laß uns fort von hier; ich habe genug von diesem Paris, das mich von Dir getrennt, mir zwei Jahre Gefängniß eingetragen hat. Ich will ein hübsches Häuschen in der Umgebung der Hauptstadt suchen; da wollen wir leben; die gesunde, reine Luft wird Dich rascher herstellen, als wenn Du hier eingeschlossen bleibst, ohne Sonne und ohne Bewegung.

— Wovon werden wir leben? fragte Marion.

— Von meinem Gelde, erwiderte stolz der Unter-Offizier. Mein Vater vergibt mir; ich habe ihm Alles geschrieben.

— Ach, Jacob, wie bist Du gut und edel!

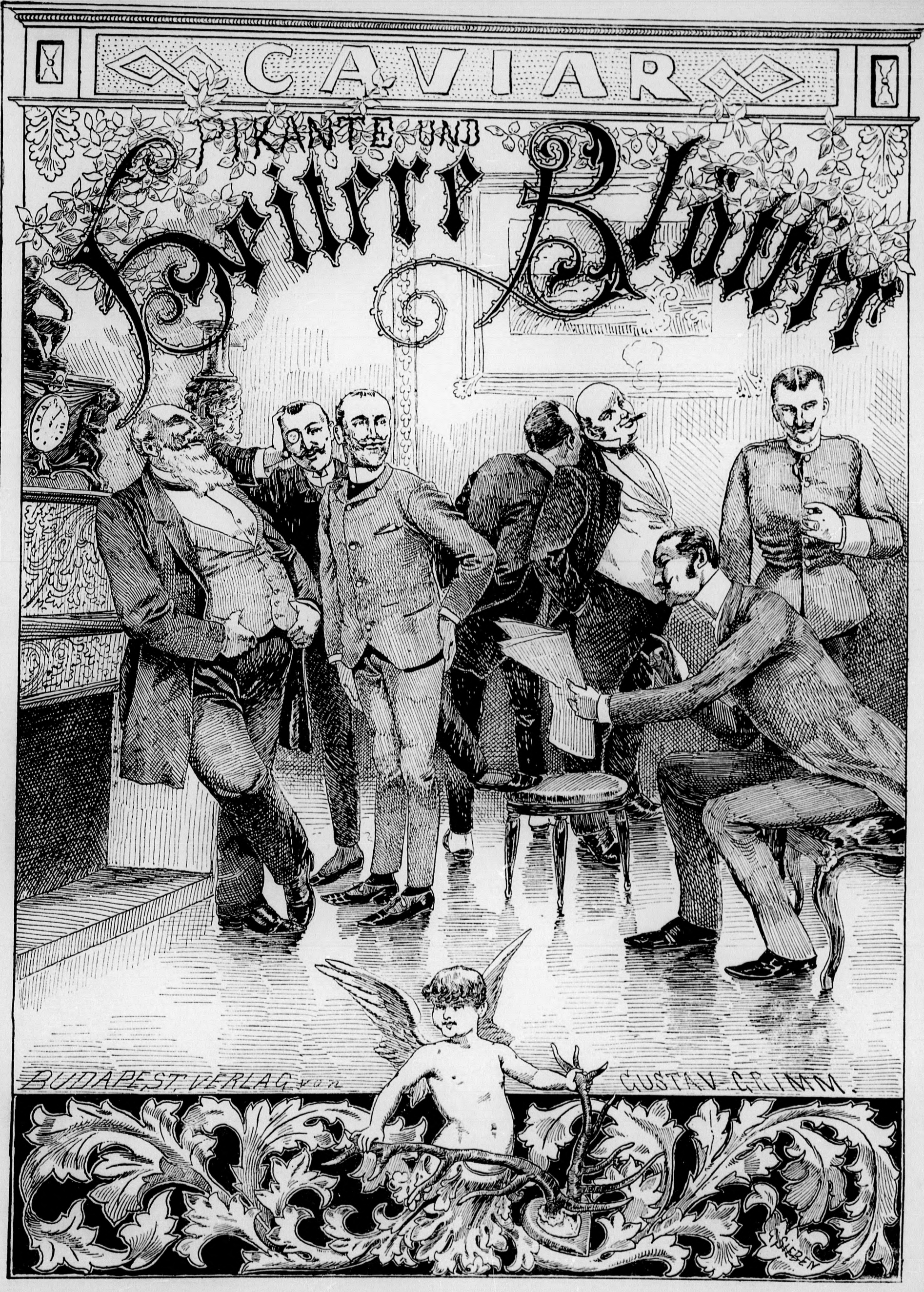
Von dieser Seite beruhigt suchten die Beiden nunmehr die Eltern Marions und fanden sie ohne Mühe.

Man kaufte ein kleines Gütchen im Departement Eure. Jacob wollte, daß sie den Monat September am Meer verbringe. Marion war jetzt fast vollständig hergestellt. In der kräftigen Seeluft hatte sie ihre frühere Frische wiedergefunden und als sie Mitte Oktober nach Paris zurückkehrten, war jede Spur der Krankheit geschwunden.

Die beiderseitigen Eltern kamen nach Paris und feierten die Hochzeit ihrer Kinder. Das dauerte volle acht Tage und das neuvermählte Paar hatte sich schon auf seiner Bestimmung niedergelassen, als die guten Leutchen aus der Bretagne sich noch in den Pariser Kneipen güttlich thaten.

Nun ja: man fährt doch nur einmal im Leben nach Paris.

E n d e.



— Caviar-Kalender für 1892 freiben erschienen. — Siehe Rückseite.

— Caviar-Kalender für 1892 freiben erschienen. — Siehe Rückseite.

An unsere Leser!

Mit Schluß dieses (des VI.) Jahrganges wird „Caviar“
(pikante und heitere Blätter)

zu erscheinen aufhören.

Wir setzen nunmehr den Preis der completeen Jahrgänge
I—V d. i. 1886, 1887, 1888, 1889, 1890 auf die Hälfte herab;
es kostet also, so lange die dazu bestimmten, geringen Vor-
räthe reichen, jeder Jahrgang, tadellos neu

anstatt 8 Gulden ö. W. nur 4 Gulden ö. W.,
elegant gebunden 5 fl. 50 kr. ö. W.

anstatt 14 Mark nur 7 Mark,
elegant gebunden 9 Mark 50 Pfennige.

☛ Nach überseeischen Ländern erhöht sich der Preis
pro Jahrgang um mindestens 2 Mark für Porto.

☛ Die Einbände können in roth, grün oder braun
geliefert werden.

☛ Freunde des „Caviar“ mögen nicht versäumen,
die ihnen fehlenden Jahrgänge zu so billigem
Preise sofort zu bestellen, denn voraussichtlich werden
die Vorräthe schnell vergriffen sein.

Budapest, Ende November 1891.

Gustav Grimm

Verlagsbuchhandlung.